pro
Christliches Medienmagazin
5 | 2014
www.pro-medienmagazin.de

FREIHEIT
WAS VOM WENDEWUNDER BLEIBT

Lecrae

Will kein „christlicher Rapper“ sein

Sigurd Rink

Militär-bischof will Frieden schaffen

Ferguson, USA

Journalist macht Grenz-erfahrungen

Liebe Leserin, lieber Leser,

in der Nacht vom 9. auf den 10. November geht niemand schlafen. Der Fall der Mauer macht Berlin vor 25 Jahren zum Nabel der Welt. Nach mehr als 28 Jahren ist die gewaltsame Trennung für immer aufgehoben – ein epochales Ereignis.

25 Jahre alt bin ich, jung verheiratet, Student in Hamburg: „Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin." Im roten Golf Memphis auf die Transitstrecke. Dann erleben wir Millionen Menschen im tagelangen, euphorischen Ausnahmezustand. Nachts, im Stau, prosten sie sich zu. Autos parken in Vorgärten. Partys mit wildfremden Menschen und Rosen für Polizisten.

Berlin, Friedrichstraße, 1961

Berlin, Friedrichstraße, 2014

Fotos: Will McBride, bpk | pro

Eine Revolution ohne Blutvergießen, Gott sei Dank! Das DDR-Volk auf der Straße war es, das die Politbürokraten entmachtet hatte. Und unter den Bürgerrechtlern, die dem Stasi-Staat schon lange mutig die Stirn geboten hatten, waren viele Christen. Kirchen wurden zum Zufluchts- und Motivationsort für all jene, die sich nach Gerechtigkeit sehnten – und dafür kämpften. Und ich bin überzeugt, dass in diesem beispiellosen Wandel Millionen Gebete zu einem wichtigen Befriedungs- und Machtfaktor wurden.

Heute, ein Vierteljahrhundert danach, arbeitet der Christliche Medienverbund KEP mit pro-Korrespondentin Anna Lutz an einer Stelle, wo der Kampf um Macht und Freiheit einst fast eskalierte. Unser neues Büro liegt in der Friedrichstraße 55a, direkt am ehemaligen Checkpoint Charly. Es ist genau der Ort, an dem am 27. Oktober 1961 der Kalte Krieg in einen heißen umzuschlagen drohte – amerikanische und sowjetische Panzer standen sich direkt gegenüber. Der Mauerfall 1989 – Erlebnisse, Deutungen, die Rolle der Christen, und was ist geworden? Um diese Fragen drehen sich unsere Titelbeiträge. Und top-aktuell: Just in dem Moment, in dem Deutschland Waffen gegen die islamistische Terrororganisation Islamischer Staat liefert, ernennt die Evangelische Kirche in Deutschland erstmals einen hauptamtlichen Militärbischof – den ehemaligen Pazifisten Sigurd Rink.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre

Christoph Irion

22

44

Foto: Dmitry Ersler, fotolia

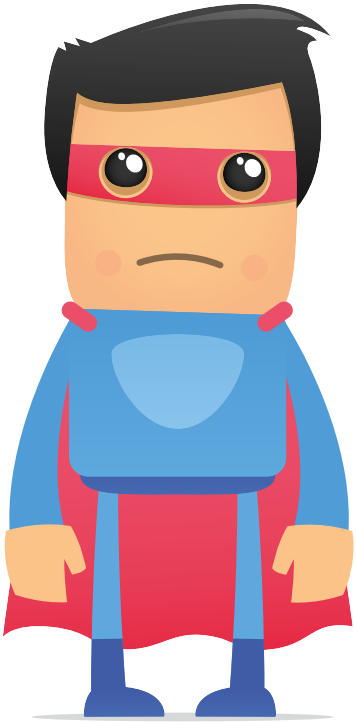
Inhalt 2
Meldungen 4
Leserbriefe 19
prost! 48

POLITIK

Titel: Mit der Freiheit kam die Flaute
Kirche ist ein Angebot von vielen geworden 6
Titel: Zurück in die Zukunft
Eine außergewöhnliche Familiengeschichte 10
Titel: „Auch Christen waren bereit zum Verrat"
Roland Jahn, Leiter der Stasiunterlagenbehörde, über die Rolle der Kirchen in der DDR 14
Frieden schaffen, auch mit Waffen
Deutschlands erster hauptamtlicher Militärbischof 16
Was Politiker predigen
So legen Abgeordnete die Bibel aus 20
Abhörskandal: „Gigantisches Eigentor"
Grünen-Politiker Konstantin von Notz im Interview 22
Apokalypse? Nö!
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 25

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



40

Die etwas andere Perspektive: Gottes Blick auf Superhelden

MEDIEN

Grenzerfahrungen
Und plötzlich: Verhaftet! 26
Die Schein-Wahrheit der Bilder
Deutsche misstrauen den Medien 30
Einmal auspacken, bitte
Wirbel um ARD-Dokumentation „Mission unter falscher Flagge“ 32
Apps für Christen
Apps im pro-Check 34
Die gedruckte EKD
Das andere Interview mit den Machern der Zeitschrift Chrismon 38
Superhelden? Fehlanzeige!
Ein Impuls von Publizist Klaus Kelle 40

GESELLSCHAFT

Plötzlich Pastor
Vom Kleinkriminellen zum Gemeindegründer 42
Mehr Zeit, weniger Geld
Die biblische Auszeit, das Sabbatical, erfreut sich größter Beliebtheit 44
Der Drei-Minuten-Seelsorger
Ein Tag mit einem Flughafen-Pastor 46
Brezn, Bier und Bibel
Kein Tag ohne Gebet für die Oktoberfest-Wirte Margot und Günter Steinberg 49

KULTUR

Nicht nur der Mond ist aufgegangen
Das facettenreiche Leben von Liederdichter Matthias Claudius 50
Rap zwischen den Genres
Lecrae stürmt die Charts 52
Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

christlicher medienverbund kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner, Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 | IBAN DE73513900000040983201, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelreport (16 Seiten)
Titelfoto Evgeny Sergeev, thinkstock

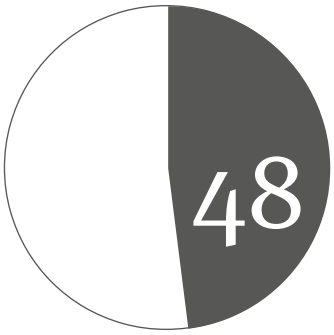
Islamkritischer YouTube-Kanal gesperrt

Der deutsche islamkritische YouTube-Kanal Al Hayat TV ist gesperrt worden. In ihren Videos gehen die christlichen Macher auf den Islam ein und versuchen, Sachverhalte richtigzustellen, die ihrer Meinung nach falsch verbreitet werden. Die ehemalige Muslima Sabatina James spricht darin über Aussagen von Islam-Vertretern und stellt sie Passagen des Koran gegenüber. James, die in Pakistan geboren wurde, jedoch angesichts einer Zwangsverheiratung in den Westen floh, vergleicht den Islam mit Faschismus.

Ein Nutzer mit dem Namen „ChristFirst copyrights“ hatte bei YouTube Beschwerde gegen Al Hayat TV wegen der Verletzung von Urheberrechten eingelegt. Der zu Google gehörende Video-Hoster informierte die Kanal-Verantwortlichen darüber, dass bei insgesamt drei Beschwerden der Kanal geschlossen werden müsse – es sei denn, sie würden eine Gegendarstellung abgeben. Al Hayat TV legte seinerseits Beschwerde dagegen ein, worauf die Gegner die Namen und Adressen der Verantwortlichen erfuhren. Kurz darauf drohte „ChristFirst copyrights“ ihnen in einem Schreiben auf Arabisch: Die persönlichen Daten der YouTube-Kanal-Betreiber würden nun auf Webseiten von Al Kaida und anderen europäischen Dschihadisten veröffentlicht. Weiter hieß es: „Achte auf deinen Kopf und sorg dafür, dass von nun an dein Haus unter polizeilichem Schutz steht.“ Die Betreiber haben die Polizei und einen Anwalt informiert. | JÖRN SCHUMACHER

Foto: Screenshot pro

Der islamkritische YouTube-Kanal Al Hayat TV wurde gesperrt. Dahinter stecken offenbar Islamisten



48 prozent

Erziehung: Kirche und Glaube spielen kleine Rolle

48 Prozent der Kinder in Deutschland finden den Glauben wichtig. Damit spielt Religion für die Jüngsten im Vergleich mit anderen Werten eine geringe Rolle. Familie und Freundschaft stehen in dem von Unicef und der Zeitschrift Geolino erstellten Ranking an erster Stelle, der Glaube an letzter. Nur jedes fünfte Kind schätzt ihn als „sehr wichtig“ ein. Für den im September erschienenen „Kinderwertemonitor“ wurden über 1.000 Kinder zwischen sechs und 14 Jahren, ebensoviele Mütter sowie knapp 850 Väter befragt. Als wichtigste Wertevermittler nennen die Kinder ihre Eltern, gefolgt von Verwandten und Lehrern. Politiker und die Kirche bilden das Schlusslicht der Liste. Soziale Netzwerke und das Internet landen nur auf dem viertletzten Platz. Die Kirche spielt für die Eltern als Wertevermittler ebenfalls eine untergeordnete Rolle. | ANNA LUTZ

Drei Fragen an Heinz-Horst Deichmann

Von organisierter Sterbehilfe hält der Mediziner, Theologe und Schuhunternehmer Heinz-Horst Deichmann nichts. Im pro-Gespräch zeigte der 88-Jährige tiefe Demut.

pro: Diesen Herbst will sich der Bundestag mit dem Thema Sterbehilfe befassen – welche Meinung vertreten Sie zu organisierter Sterbehilfe?

Heinz-Horst Deichmann: Gott ist der Herr über unser Leben, vom Beginn bis zum Ende. Das sollten wir nicht vergessen. Es ist nicht unsere Aufgabe, Leben zu beenden. Sicher gibt es aber Situationen, in denen man nicht mehr alles tun muss, was medizinisch möglich ist, um Leben noch zu verlängern. Ich kann nur jedem empfehlen, für diesen Fall seinen Willen schriftlich festzuhalten, damit die behandelnden Ärzte wissen, was der Wille des Patienten ist. Das ist aber ein anderes Thema und hat nichts mit organisierter Sterbehilfe zu tun.

Wie stehen Sie als Freikirchler zur Ökumene?

Wenn es darum geht, dass Christen aus verschiedenen kirchlichen Traditionen Gemeinschaft miteinander haben, gemeinsam beten, arbeiten und die Gute Nachricht der Bibel weitersagen, dann bin ich gerne dabei. Entscheidend ist, das Jesus Christus dabei im Mittelpunkt steht.

Durch die Begegnung mit dem Werk des Schweizer Theologen Karl Barth, des „Kirchenvaters des 20. Jahrhunderts“, haben Sie „den Gedanken der Freiheit und der Liebe“ als Zentrum Ihres Glaubens entdeckt. Wie hat Sie Karl Barth – gerade in der Nachkriegssituation – persönlich geprägt?

Wenn man in einer Diktatur groß wird und erlebt, zu welchen schrecklichen Konsequenzen ein gottloses tyrannisches System führt, dann lernt man das Geschenk der Freiheit besonders schätzen. Barth hat mir deutlich gemacht, dass auch das Verhältnis zu meinem Gott von Freiheit und Freiwilligkeit geprägt ist. Gott selber ist es, der uns aus freien Stücken zu sich ruft, und wir dürfen in aller Freiheit darauf antworten. Das ist keine Leistung, auf die wir stolz sein können, sondern eine Gnade, die wir dankbar annehmen dürfen. Das sollte uns auch demütig in unserem Auftreten machen. | **MARTINA SCHUBERT**

Foto: pro

Deichmann gründete 1977 das christliche Hilfswerk „Wort und Tat“

Fotomontage: pro

Presserat: MH17-Opfer nicht abbilden

Der Deutsche Presserat hat die Porträts von Absturzopfern des Flugs MH17 in mehreren großen Medien missbilligt. „Nur weil jemand zufällig Opfer eines schrecklichen Ereignisses wird, darf er nicht automatisch mit Foto in der Presse gezeigt werden“, sagte Ursula Ernst, Vorsitzende des Beschwerde-Ausschusses beim Presserat, und kritisierte damit die Berichterstattung von Bild Online, Bunte Online, dem Spiegel und dem Stern. Der Presserat gab damit offiziellen Beschwerden statt, die der Christliche Medienverbund KEP e.V. sowie 29 weitere Beschwerdeführer eingereicht hatten. „Es ist ein wichtiges Signal, dass der Deutsche Presserat die Kraft und die Unabhängigkeit hat, gleich mehreren Leitmedien in Deutschland hier die Grenzen der freien Berichterstattung aufzuzeigen“, sagte der Geschäftsführer des Christlichen Medienverbunds, Christoph Irion, in einer ersten Reaktion. Die malaysische Maschine auf dem Flug MH17 war am 17. Juli mit knapp 300 Passagieren an Bord über der Ukraine abgestürzt. | **ANNA LUTZ**

In der Leipziger Nikolaikirche treffen sich jeden Montag Menschen, um für Frieden zu beten. 1989 versammelten sich Tausende in dieser Kirche, bevor sie dann zu Demonstrationen gegen das Regime auf die Straße gingen

Foto: pro

Mit der Freiheit kam die Flaute

Tausende Menschen haben sich vor 25 Jahren zu Friedensgebeten und besonderen Gottesdiensten in Kirchen gedrängt. Gotteshäuser sind in der DDR ein Zufluchtsort für Gläubige ebenso wie für Oppositionelle gewesen. Nach dem Mauerfall ist Kirche ein Angebot unter vielen geworden. Was aus der Freiheit geworden ist. | VON JONATHAN STEINERT

Junge Leute kommen am Sonntagmorgen nicht gerne in die Kirche. Das stellt Theo Lehmann fest, als er 1964 Pfarrer an der Schlosskirche in Karl-Marx-Stadt wird, dem früheren und heutigen Chemnitz. Deshalb startet er – gegen den Widerstand des Kirchenvorstandes – einen Jugendgottesdienst: abends, ohne Orgel und Liturgie, dafür mit frischen Liedern und Band. Die junge Gemeinde forstet die Kartei der Kirchengemeinde durch und schreibt diejenigen an, die zwar Mitglieder sind, aber bisher nicht in der Kirche auftauchen. Schon beim ersten Mal sind 600 Besucher da, weit mehr als erwartet.

Von Abend zu Abend kommen immer mehr junge Leute. Lehmann muss große Schritte machen, um zur Kanzel zu gelangen, über die hinwegsteigen, die in Mittel- und Seitengängen bis nach vorn zu den Altarstufen auf dem Boden hocken und auf seine Predigt warten. Wer zu den abendlichen Jugendgottesdiensten einen Platz in der Bankreihe bevorzugt, muss eine Stunde eher da sein. Und das, obwohl es mittlerweile zwei Gottesdienste hintereinander gibt. Zwischen 2.000 und 3.000 Menschen drängen sich in einer Kirche, die nur für die Hälfte der Besucher ausgelegt ist. Jeden zweiten Sonntag im Monat, dreißig Jahre lang. „Wo die alle herkamen, weiß ich nicht“, sagt Lehmann, „das war so gar nicht geplant.“

Werbung für kirchliche Veranstaltungen war in der DDR kaum möglich. Bei einer Evangelisationswoche in der Leipziger Nikolaikirche durften nicht einmal Plakate an der Außenwand der Kirche hängen, denn die gehörte schon zum staatlichen Gelände. Trotzdem musste die Kirche zeitweilig wegen Überfüllung geschlossen werden. Mit Hilfe von handgefertigten Informationszetteln hat es sich von allein herumgesprochen, wenn etwas los war: „Mund-zu-Mund-Propaganda“.

„Jetzt gibt es tausend Angebote für Jugendliche, alles ist zugänglich. Die Kirche hat eine unheimliche Mühe, sich überhaupt bemerkbar zu machen“, sagt der heute 80-jährige Lehmann. „Wir mussten erst lernen, richtige Werbung zu machen.“

Das Ende der DDR bedeutete zwar nicht das Ende des monatlichen Jugendgottesdienstes. Noch gut zehn Jahre nach dem Mauerfall ging es weiter, insgesamt 240 Gottesdienste dieses Formats feierten sie. Doch es waren nicht mehr zwei Gottesdienste hintereinander notwendig, auch weil in anderen Orten ähnliche Veranstaltungen entstanden. Kirche ist als Anbieter von Jugendveranstaltungen plötzlich nicht mehr konkurrenzlos gewesen, sondern einer unter vielen.

Woher die ungeheure Anziehungskraft seiner Gottesdienste kam, kann Lehmann nur schwer erklären. Denn es kamen nicht nur Gläubige. Die Hälfte, schätzt er, seien Nichtchristen gewesen. Dabei war es eine schlichte Veranstaltung mit Predigt, Liedvorträgen eines christlichen Sängers, und vier gemeinsamen Liedern, begleitet von einer Band – einer Skiffle-Gruppe, wie Lehmann sagt – mit Waschbrett, Banjo und Gitarre. Kein Multimedia, kein Theater, kein Schlagzeug. Stattdessen immer derselbe Ablauf, die Predigt im Zentrum. Auf Verständlichkeit legte der Pfarrer größten Wert. Alles, was er sagte, bereitete er im Detail vor. Immer gehörten auch Witze und subtile Spitzen gegen den sozialistischen Staat dazu. Doch: „Das Ziel war immer, dass sich die jungen Leute Gott anschließen, sich bekehren und mit allen Konsequenzen ein Leben mit Christus führen. Das war klar“, sagt Lehmann.

Predigt mit Zahnbürste

In seiner Autobiografie „Freiheit wird dann sein“ beschreibt Lehmann, welche Glaubensstärkung es für die DDR-Jugendlichen gewesen sei, in einer vollen Kirche zu erleben, als Christen in einer atheistischen Diktatur nicht allein zu sein. „Theo Lehmann hat uns Orientierung gegeben, um unseren Weg im Glauben konsequent zu gehen“, sagen jene, die damals dabei waren und regelmäßig mit dem Trabant aus einem kleinen Dorf am Rande des Erzgebirges 20 Kilometer „zum Theo“ nach Karl-Marx-Stadt fuhren. Lehmann habe Klartext geredet, die jungen Christen aufgerüttelt und sie herausgefordert. Und er habe selbst vorgelebt, was konsequentes Christsein bedeute.

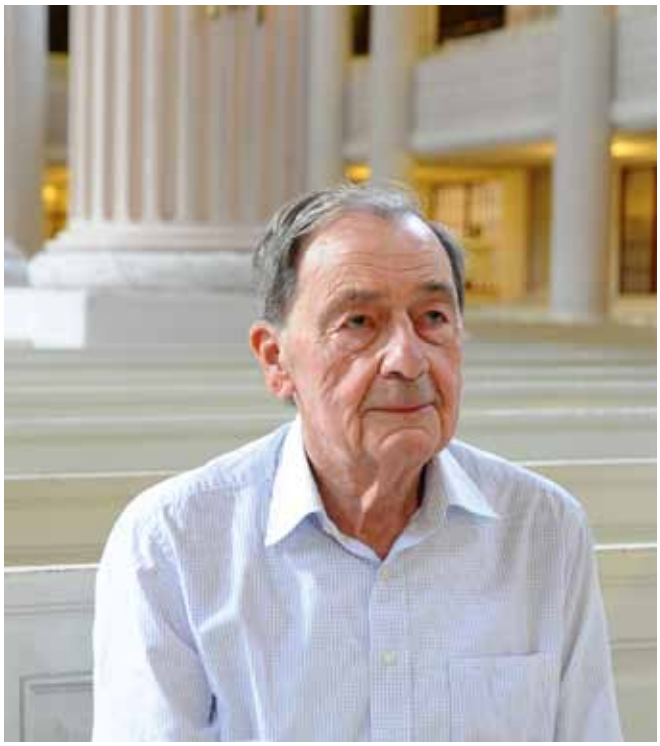
Im Gottesdienst am 8. Oktober 1989, einen Monat vor dem Mauerfall, hat Lehmann eine Zahnbürste dabei als Zeichen dafür, bereit zu sein, wenn er „kurz verreisen“ müsste. „Wir sind in großer Not“, sagt er in der Predigt. „Wir sind an einem Punkt unserer Geschichte angekommen, wo jeder, oder fast jeder, sieht, dass es so nicht weitergehen kann. Wir brauchen einen Neuanfang.“ Der einzige Grund, warum er in der DDR bleibe, sei der, dass Jesus auch für die DDR zuständig sei. Und

auch für Karl-Marx-Stadt. Sie sollte zum Vorbild einer sozialistischen Stadt werden. Das in Bronze gegossene, über sieben Meter hohe Porträt des kommunistischen Vordenkers, der „Nischl“, ist heute noch das Wahrzeichen von Chemnitz.

Nur wenige Meter davon entfernt predigte Lehmann an jenem Herbsttag zu Tausenden Jugendlichen. Die Tür der Kirche stand offen. Von seinem Podest im Altarraum aus sah Lehmann den Platz davor. Sah, wie Mannschaftswagen angerollt kamen und Halt machten. Uniformierte stiegen aus. Die Gottesdienstbesucher bemerkten nicht, was gerade hinter ihrem Rücken geschah. Lehmann predigte weiter, mit schlotternden Knien. Wird die Kirche geräumt werden? Werden sie ihn verhaften? Oder gar alle Anwesenden? „Eine Todesangst steht man da aus“, erinnert er sich. Aber es war nichts weiter als eine Drohgebärde des Staates: Ihr seid unter Kontrolle.

Mit solchen Aktionen wollte die Staatssicherheit, kurz Stasi, die Gottesdienste behindern. Von den meisten Plänen hat Lehmann erst nach der Wiedervereinigung aus seiner Stasi-Akte erfahren. Wie zum Beispiel davon, dass während des Gottesdienstes der Strom im gesamten Stadtviertel abgeschaltet werden sollte, um eine Massenpanik auszulösen, wenn in der Kirche plötzlich das Licht ausging. Doch passiert ist in all den Jahren nichts. „Gott hat uns beschützt in jeder Hinsicht.“ Darüber, dass die Sicherheitsbehörde bei den Veranstaltungen intervenieren könnte, war sich Lehmann immer im Klaren. Auch darüber, dass deren Mitarbeiter in den Kirchenbänken saßen und aufmerksam protokollierten, was er sagte. „Die Angst war immer da, ich habe immer damit gerechnet, dass etwas schief geht mit der Stasi.“ Aber das habe ihn nicht bestimmt. „Wenn ich das Wort Gottes gepredigt habe, wäre ich auch bereit gewesen, für die Konsequenzen einzustehen.“ Eines von Lehmanns bekanntesten Liedern bringt diese Haltung und seinen Glauben auf den Punkt: „Wer Gott folgt, riskiert seine Träume, setzt eigene Pläne aufs Spiel. Auch als Verlierer kommt ihr nicht zu kurz. Gott bringt euch an sein gutes Ziel.“

Als die ersten Trabbis über die innerdeutsche Grenze rollten, saß Lehmann „wie alle“ heulend vor dem Fernseher. „Es fiel von uns ein Druck ab, der jahrelang da war. Uns wurde mitgeteilt: ‚Ihr seid jetzt frei‘“.



Fotos: pro

Friedrich Magirius (links) hat die Friedensgebete als Superintendent 1989 vor den staatlichen Behörden verantwortet. Er vermisst heute die Begeisterung für die Demokratie. Theo Lehmann (rechts) macht in seinen Predigten klare Ansagen. Seine Jugendgottesdienste und Evangelisationen haben Tausende junger Menschen angezogen

Keine Scheu vor klaren Worten

Was Lehmann in einer Predigt im Jahr 1989 formulierte, „Wenn du nicht an Jesus glaubst, hast du den Sinn deines Lebens verfehlt“, sieht er heute ganz genauso. Die Botschaft der Bibel sei unverändert aktuell. Bei Verkündigern dieser Tage vermisst Lehmann so deutliche Worte oft: Wenn sich die Kernbotschaft auf „Jesus liebt dich“ und „Du bist wertvoll“ beschränke, sei das zu wenig. Christen werden zukünftig wieder mehr gefordert sein, ihren Glauben zu bekennen, als jetzt. Die Zeiten werden sich ändern, davon ist er überzeugt. Er sorgt sich, dass jungen Menschen das biblische Fundament fehlen könnte, um dann am Glauben festzuhalten. Nur „Halleluja-Gesänge“ helfen nicht weiter, sagt Lehmann.

Der Fall der Mauer vor 25 Jahren hat Freiheit gebracht. Christen können seither alles sagen, ohne dabei zu riskieren, verraten zu werden und dafür ins Gefängnis zu kommen. Doch die Kirche trete dennoch eher leise auf und nutze die Chancen, die die neue Freiheit bietet, nicht genug, kritisiert Lehmann. „Wir Christen wagen es schon gar nicht mehr, zu bestimmten Themen in der Öffentlichkeit Stellung zu nehmen“, sagt er. „Das stört mich furchtbar.“

Spannung in der Kirche

Eine Autostunde nördlich von Lehmanns Wohnort steht die Kirche St. Nikolai, mitten in Leipzig. Auch hierher strömten Menschenmassen, als Lehmann evangelisierte, später ebenso zu den Friedensgebeten. Es ist Montag, 17 Uhr, an einem sonnigen Septembertag 2014. In der Fußgängerzone sitzen Menschen vor Cafés, ein paar Studenten hocken auf den Stufen eines Uni-Gebäudes in einer Seitenstraße. Vereinzelt queren Fußgänger und Radfahrer den gepflasterten Kirchhof der evangelischen Nikolaikirche mitten in der sächsischen Großstadt. Vor 25 Jahren bevölkerten Kritiker des DDR-Regimes diesen Platz, Auge in Auge mit bewaffneten Polizisten.

In der Kirche haben sich etwa 70 Menschen auf den weißen Bänken verteilt. Sie sind mit Rucksäcken und Einkaufstaschen bepackt, Senioren und junge Erwachsene, Touristen mit Fotoapparat und fremdsprachigem Reiseführer. „Liebe Friedensgebetsgemeinde“, begrüßt Bernhard Stief, der Pfarrer der Nikolaikirche, die Anwesenden, als die Klangwellen der Orgel abgeebbt sind. Jeden Montag um dieselbe Zeit treffen sich hier Menschen, um für Frieden zu beten – seit 1982.

Der 45-jährige Stief hat die Pfarrstelle von Christian Führer übernommen, der die Friedensgebete in der Nikolaikirche während der Friedlichen Revolution maßgeblich mit geprägt hatte. Von hier aus begannen im September 1989 die Montagsdemonstrationen, die den Niedergang der DDR einleiteten. Tausende Menschen versammelten sich damals in der Kirche, Zehntausende schlossen sich den Protestzügen an. Stief ist sich sicher, dass die Friedensgebete vor den Demonstrationen entscheidend dafür waren, dass diese gewaltfrei abliefen. Die Kirchenbesucher verließen die Kirche mit brennenden Kerzen. „Wer eine Kerze in der Hand hält, kann keine Steine werfen“, erklärte Pfarrer Führer damals, denn mit der anderen Hand muss er die Flamme schützen.

Heute gestaltet das Gustav-Adolf-Werk die Gebetszeit. „Offen für alle“ will die Nikolaikirche sein. Das steht auf dem Schild am Eingang und war auch schon vor der Wende ihr Leitsatz. Von Anfang an wurden die Friedensgebete von verschiedenen Gruppen gestaltet, Bausoldaten, Umweltgruppen, Studenten aus Nicaragua und anderen. Auch Oppositionelle und Ausreisekandidaten konnten hier ihre Anliegen äußern. Das führte dazu, dass die Friedensgebete immer stärker den Charakter einer politischen Veranstaltung bekamen.

Als damaliger Superintendent war Friedrich Magirius darum bemüht, diese Spannungen auszugleichen. Er setzte 1988 durch, dass nur ein ordinierter Pfarrer die Friedensgebete leiten durfte. Außerdem wurden sie mit einer geistlichen Verkündigung „theologisch aufgewertet“, wie er sagt. Bürgerrechtler kritisierten ihn dafür. Er habe auf diese Weise deren Engagement und die Friedensgebete behindert. Magirius erklärt seine Entscheidungen heute so: „Die Kirche konnte nur offen bleiben, so lange sie Kirche bleibt. Wenn es nur ein politisches Forum gewesen wäre, hätten die Behörden das Recht gehabt, uns zu schließen.“

Seine schwerste Zeit war die nach dem Beginn der Montagsdemonstrationen. Woche für Woche luden die städtischen Behörden ihn zusammen mit seinem Amtskollegen und dem katholischen Propst vor und drohten: Wenn sie nicht mit den Gebeten aufhörten, würden sie erleben, wer die Macht hat. Magirius hatte Angst, weniger um sich selbst, wie er sagt, sondern weil er in seiner Verantwortungsposition für so viele Menschen einstehen musste. Er hatte die „chinesische Lösung“ vor Augen, als die kommunistische Regierung Chinas im Juni 1989 Proteste für mehr Demokratie gewaltsam niederschlug. Und er sah, dass auch die DDR-Führung bereit war, hart durchzugreifen, als am 7. Oktober, dem 40. Jahrestag der Republik, in Leipzig Demonstranten abgeführt und in Pferdeställen eingesperrt wurden.

Eine Kirche für die anderen

Die Wiedervereinigung war nicht das Ziel der Friedensgebete, erklärt Magirius. „Das war ein Wunder.“ Ziel sei es gewesen, auszuhalten, die Menschen wachzuhalten, ihnen Mut zu machen, im Land zu bleiben. „Die Wiedervereinigung erlebt zu haben, ist toll“, sagt der 84-Jährige. Er ist dankbar, dass seine Heimat seitdem zur „freien Welt“ gehört. Doch eine gewisse Enttäuschung kann er nicht verhehlen. Er hätte sich gewünscht, dass er als DDR-Bürger gefragt worden wäre, ob er in der BRD leben möchte. Er habe sich vorgestellt, dass die Demokratie in der Bundesrepublik blühen würde. „Das war ja das, was uns getrieben hat.“ Seine Kirchenvorstandssitzungen hatte Magirius immer demokratisch gestaltet. „Demokratie, jetzt oder nie“, war eine der Parolen bei den Demonstrationen gegen die „Diktatur des Proletariats“. Doch diese Euphorie sei schnell verflogen. Zur Landtagswahl in Sachsen haben dieses Jahr weniger als die Hälfte der Bürger ihre Stimme abgegeben. Das macht ihn traurig.

Auch der erhoffte Vertrauensaufschwung in die Kirche blieb aus. Doch Magirius ist zuversichtlich: Es sei noch ein Bewusstsein für den Glauben da, nur viele würden es nicht wagen, sich der Kirche zuzuwenden. „Die Menschen sind nicht atheistisch, sie sind entfremdet.“ Die Nikolaikirchengemeinde mache gute Erfahrungen mit Glaubenskursen. In dem Bereich müsse die Kirche noch wesentlich mehr tun, sagt er. Dabei sei sie viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, mit Geld, Gebäuden, Verwaltung. „Kirche kann nur Kirche sein, wenn sie für andere da ist.“ So wie die Nikolaikirche: Die Mauer ist weg, die Gebete sind geblieben. Es kommen keine Massen mehr. Doch die Nikolaikirche wird in der Öffentlichkeit nach wie vor als Ort wahrgenommen, wo Nöte angesprochen und gemeinsam im Gebet getragen werden können. „Ob viele oder wenige da sind, spielt keine Rolle“, sagt Pfarrer Stief. Er weiß: Die Menschen sind nicht mehr auf die Kirche angewiesen, um sich politisch auszutauschen. Doch er weiß auch, „dass unsere Welt unsere Gebete braucht“. Das sagt er vor der Friedensgebetsgemeinde an jenem Montag 25 Jahre nach dem Mauerfall. Sie treffen sich, „damit wir die Not der Welt nicht aus dem Blick verlieren“. Denn das tue Gott auch nicht.

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-lehmann

Zurück in die Zukunft

Vor 25 Jahren flüchtet eine Ost-Berliner Familie in den Westen. Nach dem Mauerfall sind sie glücklich in Hamburg. Heute leben die Heidborns wieder dort, wo sie einst herkamen: im Ostteil Berlins. | VON CHRISTOPH IRION

Erschöpft aber glücklich: Familie Heidborn im Herbst 1989, kurz nach der Flucht

Die Heidborns heute: Familientreffen sind selten geworden. Die Kinder leben inzwischen im Westen Deutschlands

Fotos: privat

Familien-Idylle in der DDR: Fertig machen für einen Ausflug. Drei Ausreiseanträge waren zu dem Zeitpunkt bereits abgelehnt

Die Freiheit kann man riechen. Thomas fällt als Erstes der flüchtige Geruch aus Viertakt-Benzinern auf. Hier in Österreich duftet die Luft tatsächlich angenehmer als die von bläulichen Trabi-Schwaden und Kohleverbrennung verdreckte DDR-Luft. So zumindest empfindet er es an diesem Donnerstagabend.

Kurz nach 20 Uhr, am 13. September 1989. Der DDR-Bürger Thomas Heidborn hat mit seinem cremefarbenen Wartburg 1,3 S die Grenze zwischen Ungarn und Österreich überquert. Neben ihm sitzt seine Frau. Jetzt erst sagt Thomas den drei Kindern auf der Rückbank das, was er in diesem Augenblick für die freudige und zugleich doch so bittere Wahrheit hält: „So, wir sind jetzt im Westen. Wir können nie mehr zurück."

Thomas Heidborn, heute 58 Jahre alt, hat sich damals in diesem Punkt getäuscht: Heute, genau 25 Jahre nach der „Republikflucht", lebt der Facharzt für Urologie mit seiner Frau Angelika (57) wieder im Berliner Bezirk Köpenick – nur zweieinhalb Kilometer entfernt von der Wohnung im Waldburgweg, die sie 1989 unter konspirativen Umständen verließen. Die Kinder Sarah, Nora und Jakob sind inzwischen längst erwachsen und zu Hause ausgezogen.

Fürchterlich, dieses Gefühl der Endgültigkeit

Zurück in die Zukunft – Flucht in den Westen, Rückfahrkarte in den Osten: Das sieht auf den ersten Blick aus wie eine Verlierer-Story-Ost. Das Gegenteil ist der Fall: Der Weg war steinig. Aber verkehrt war er auf keinen Fall, sagen die Heidborns heute.

Budapest, Prag, Ost-Berlin – im Sommer 1989 belagern hunderte DDR-Bürger wochenlang die Botschaften und die Ständige Vertretung der Bundesrepublik. Sie wollen ausreisen. Und es werden immer mehr. Beim morgendlichen Joggen trifft Ungarns Außenminister Gyula Horn eine einsame Entscheidung. Sie wird das Ost-West-Koordinatensystem nachhaltig verändern. Abends, 19 Uhr, kündigt er ohne Rücksprache mit Moskau im Fernsehen an, dass alle Flüchtlinge ausreisen dürfen.

Fünf Stunden später zerreißt der „Eiserne Vorhang". Es ist der 11. September, drei Minuten nach Mitternacht, als sich am Grenzübergang Hegyeshalom erstmals der schwere Schlagbaum zwischen dem kommunistischen Ostblock und dem kapitalistischen Westen hebt. Trabis und Wartburgs stehen Schlange, hupen, geben Gas im Zweitakt-Rhythmus. Dann tanzen und johlen die Menschen. 6.000 überqueren allein in den ersten 24 Stunden die Grenze.

145.000 fliehende Ostdeutsche geben in den kommenden Wochen den ersten Anstoß dafür, dass Erich Honeckers Betonkopf-Regime zusammenbricht und schließlich die Berliner Mauer fallen wird.

Als Gyula Horn die Grenzöffnung bekannt gibt, haben Heidborns bereits ihr Visum nach Ungarn beantragt. „Schon als Kind habe ich in diesem Klima der Doppelbödigkeit gelebt: Zu Hause anders denken als draußen leben", sagt Angelika.

In der Grundschule fühlte sich Thomas „als Außenseiter abgestempelt", weil seine Familie einer Kirchengemeinde angehörte. Alle, die in die „Christenlehre" gingen, sollten aufstehen. Der sechsjährige Thomas stand auf. Und er musste sich weltanschaulich rechtfertigen. Die anderen durften ihn auslachen. Im Zeugnis wurden ihm „mangelnde gesellschaftliche Aktivitäten" bescheinigt. „Sicherlich ein krasser Fall, aber so etwas prägt", sagt Thomas heute.

Gehen wir? Gehen wir nicht? Seit 1987 erleben die Heidborns „heftigen emotionalen Stress". Drei Ausreiseanträge – alle abgelehnt.

Flucht ist eigentlich nicht ihr Ding: „Wir hatten uns nichts vorzuwerfen, wollten uns nicht wie Diebe davonschleichen. Wer illegal abhaute, war Republikflüchtling – ohne die Möglichkeit, Freunde und Verwandte zu besuchen", sagt Angelika. Trotzdem wird ihnen klar: Der „Ungarn-Urlaub" ist ihre letzte Chance. Alles hängt jetzt am Visum, und sie bekommen das Papier. Zwei Koffer müssen reichen. Wichtige Dokumente, Fotoalben, wertvolle Elektrogeräte bringen sie ins Haus der Eltern. Dann ein letztes Treffen, um sich von engen Freunden zu verabschieden.

Nora versteht ihre Mutter nicht. Als der Wartburg die Toreinfahrt bei Angelikas Familie in Thüringen verlässt, sagt die Sechsjährige: „Du brauchst doch nicht zu weinen, wir besuchen Oma doch bald wieder." Angelika erinnert sich: „Fürchterlich, dieses Gefühl der Endgültigkeit." Und: „Es ist ein eigenartiges Gefühl, ins Nichts zu fahren." Wäre sie nicht für die Kinder verantwortlich gewesen, „dann wäre ich zusammengebrochen", sagt sie im Rückblick.

„Es ist ein Wunder, in so einer existenziellen Situation völlig unbeschadet durchgekommen zu sein.“

Die Strapazen sind für alle spürbar. Die Kinder sind genervt. Und als es in der Dunkelheit auf die österreichische Grenze zugeht, spüren die drei auf der Rückbank instinktiv, dass mit den Eltern etwas nicht stimmt: „Das war seltsam, ich hatte Papa noch nie weinen sehen“, erinnert sich Nora.

22 Stunden ohne Schlaf. Thomas verdrängt den depressiven Gedanken, dass „die Kinder auf ihren kleinen Schultern alles mittragen müssen“.

Einzigartige Tage voller Euphorie

Die ersten Eindrücke sind die intensivsten: In Österreich ist es dunkel. Und trotzdem hell – durch das ungewohnt bunte Werbe-Neon. Die Familie betritt eine Tankstelle: „Mama, das sieht hier ja aus wie im Intershop.“ Erst jetzt können sie Verwandte im Westen anrufen. Das Leben beginnt bei Null.

An der Grenze bei Passau ist Thomas fasziniert, „mit welcher Freundlichkeit uns Staatsmacht begegnet“. Uniformen waren ihm immer suspekt. „Hier zeigten die Beamten Gefühle, so was kannten wir nicht.“ Im Auffanglager Deggendorf werden die Heidborns innerhalb von drei Stunden Bundesbürger. Wildfremde Menschen stecken ihnen Geldscheine zu.

Die Reise geht zunächst nach Mönchengladbach. Dann weiter nach Hamburg.

Euphorie, Hilfsbereitschaft – das ist in diesen Tagen einzigartig. Ein Verwandter, der ein Diakoniewerk leitet, telefoniert die Kliniken der Hansestadt ab. Er ruft im Albertinen-Krankenhaus in Schnelsen an. Dort hat vor einer Stunde ein Urologe gekündigt – Thomas hat einen Job! Seit ihrer Flucht sind gerade 14 Tage vergangen, da mieten die Heidborns im Hamburger Stadtteil Langenhorn ein Reihenhäuschen. „Das war unbeschreiblich. Innerhalb von zwei Wochen sind wir zu Hause gewesen. Das war die intensivste Zeit meines Lebens“, sagt Angelika.

Alles läuft wie am Schnürchen, die Heidborns empfinden dies auch als göttliche Fügung und Führung. Für Thomas ist es noch heute „ein Wunder, in so einer existenziellen Situation völlig unbeschadet durchgekommen zu sein“. Illusionen vom „goldenen Westen“ hatte er wenige. Und die letzten schüttelt er bald ab. „Ja-Sager, Duckmäuser und Kriecher, die sich um der Karriere willen verneigen, das kannte ich gut. Im Westen hatte ich es anders erwartet. Nach 14 Tagen Arbeit wusste ich: Die Menschen im Westen funktionieren nach denselben Anpassungsmustern.“ Trotzdem fühlen sich die Heidborns wohl in Hamburg: „Wir haben nie Ablehnung erfahren“, sagen sie.

Den Mauerfall am 9. November 1989 erleben Thomas und Angelika als emotionalen Knackpunkt. Natürlich ist ihnen klar, was für ein Fortschritt dies für Millionen Menschen bedeutet. Und sie wissen auch, dass sie selbst dazu beigetragen haben. Aber da sind auch andere Gefühle: „Da setzt du deine ganze Existenz aufs Spiel, nur um festzustellen, das hättest du dir alles sparen können“, erinnert sich Angelika.

Aber keine Sekunde spielen sie zu diesem Zeitpunkt mit dem Gedanken, zurückzugehen. Hamburg ist das neue Zuhause. Neue Kontakte bahnen sich in der Evangelisch-freikirchlichen Gemeinde in Norderstedt an. Angelika engagiert sich dort in einer Mütter-Selbsthilfegruppe: Weil es zu wenige Kindergartenplätze gibt, organisieren sich die Frauen selbst. Auch das Häuschen der Heidborns am Hinschenrehm wird zum Treffpunkt für die neuen Freunde.

Angekommen im Westen: Familie Heidborn fährt Wartburg mit Hamburger Kennzeichen

MINISTERIUM DES INNERN
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Reiseanlage
für den visafreien Reiseverkehr

KL 1137983

Das DDR-Reisedokument (KL 1137 983) vom 28. August 1989 ermöglichte die „Urlaubsreise“ nach Ungarn und somit die Flucht nach Österreich

Zurück, aber noch lange nicht zu Hause

Sieben Jahre sind vergangen. Thomas Heidborn will sich beruflich neu orientieren. Süddeutschland ist im Gespräch. Thomas erinnert sich: „Der einzige Grund, Berlin in die Entscheidung mit einzubeziehen, war mein Elternhaus.“ Der Vater wollte es ihnen zur Verfügung stellen.

Wieder ein Neuanfang. Dieses Mal wird es schwieriger. Das 1936 erbaute Haus muss völlig saniert werden. Das nimmt Ingenieurin Angelika in die Hand. Und wer sich heutzutage als Arzt niederlässt, muss sich – mitten im Kapitalismus – auf Planwirtschaft einstellen. Da bleiben zunächst kaum Spielräume.

Zurück, aber nicht zu Hause – so ist das Lebensgefühl der Heidborns im Jahr 1996. „Wir haben lange gebraucht, bis wir hier wieder angekommen sind“, sagt Thomas im Rückblick. Die Kinder müssen anfangs damit klarkommen, dass sie nun als typische „Wessis“ gelten. Angelika, die Ostdeutsche aus dem Westen, sagt heute: „Wir mussten uns an den Osten erst gewöhnen.“ Und dann spricht sie von der viel zitierten Mauer in den Köpfen: „Ich war überrascht, wie wenige bereit sind, die anderen zu tolerieren. Die Probleme, die wir Deutschen miteinander haben, sind weniger materiell, sondern emotional.“

In den ersten Jahren arbeitet Angelika in der Urologie-Praxis von Thomas im Berliner Stadtteil Kaulsdorf mit. Im Jahr 2001 entdeckt sie ganz in der Nähe eine neue Aufgabe für sich. Sie ist fasziniert von der Arbeit des neu gegründeten Christlichen Vereins Junger Menschen (CVJM): „Da wurden viele helfende Hände gebraucht.“ Es geht um die Vision, durch offene Kinder- und Jugendarbeit Angebote für Schüler und junge Erwachsene in der Umgebung zu schaffen. In ungezählten Arbeitsstunden sanieren Mitarbeiter und Freunde ein 100 Jahre altes Stadthaus im Mädewalder Weg. Heute ist Angelika Heidborn dort Leiterin des CVJM-Jugendgästehauses Berlin-Kaulsdorf. Viele, die sich dort einquartieren, kommen aus dem Westen. Oft sind es Schulklassen oder Konfirmandengruppen. Ein Vierteljahrhundert ist vergangen seit dem Mauerfall. „Die unterschiedliche Sozialisation der Deutschen verliert inzwischen an Bedeutung“, sagt Angelika: „Für die junge Generation spielt es heute keine Rolle mehr, wo du herkommst: aus dem Westen oder aus dem Osten – das finde ich richtig klasse.“ ■

Fotos: privat

Anzeige

christliche medien akademie

Perspektiven für Leben und Beruf

Sagen Sie es weiter …

… was Sie auf dem Herzen haben, und lernen Sie in unseren Seminaren, wie Sie mit Ihrer Botschaft Öffentlichkeit und Medien erreichen.

ABC der Presse– und Öffentlichkeitsarbeit
7.-8. November 2014

Crashkurs Pressesprecher
30. Januar 2015

Verkündigend schreiben
13.-15. Februar 2015

Inhouse-Seminare
Wir kommen zu Ihnen: Alle unsere Seminare bieten wir auch als Inhouse-Schulungen an, ganz nach Ihrem Bedarf – kompetent, kostengünstig und unkompliziert!

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de

„Auch Christen waren bereit zum Verrat“

Die Kirchen in der DDR haben Fehler gemacht, sagt Roland Jahn. Der Bürgerrechtler von damals war – als Atheist – selbst Teil der christlichen Friedensbewegung. Heute leitet er die Stasiunterlagenbehörde. pro hat ihn in Berlin getroffen. | VON ANNA LUTZ

pro: „Gewissens- und Glaubensfreiheit sind gewährleistet. Alle Bürger sind vor dem Gesetz gleich.“ Das ist ein Zitat aus der DDR-Verfassung von 1974. Wieviel Christsein war in der DDR tatsächlich erlaubt?

Roland Jahn: Natürlich hat die DDR versucht, die Dinge auf dem Papier demokratisch aussehen zu lassen, auch in Fragen der Glaubensfreiheit. Solange Menschen ihrem Glauben nachgegangen sind, das aber keine Auswirkungen auf die Gesellschaft hatte, wurde es toleriert. Aber wenn jemand seinen Glauben konsequent gelebt hat, ist er schnell unter die Beobachtung der Stasi geraten. Das galt für Protestanten und Katholiken, aber auch für Glaubensgemeinschaften wie zum Beispiel die Zeugen Jehovas. Diese Menschen wurden observiert und – wenn sie die Macht der Partei in Frage gestellt haben – an ihrem politischen Engagement gehindert und auch politisch verfolgt. Ich habe als Nichtgläubiger die Nähe evangelischer Christen gesucht, weil ich im christlichen Glauben ein Wertegerüst entdeckt habe, das meinem entsprach. Kirche war ein Ort der Begegnung und des Gedankenaustauschs. Doch der Staat hatte auch ein Interesse daran, diesen Raum zu erhalten. So hatte er einen guten Überblick über das, was da abseits des offiziell Verlangten geschah, und hat zum Teil steuernd eingegriffen.

Welche Formen von Überwachung gab es innerhalb der Kirche?

Zu Kirchenveranstaltungen kamen Stasi-Leute, teilweise filmten sie das Geschehen sogar. Regimekritische Pfarrer wie etwa Rainer Eppelmann wurden abgehört. Er hat einmal sogar eine Wanze in seiner Wohnung gefunden. Auch Telefonate hat die Stasi überwacht. Außerdem waren innerhalb der Kirchen inoffizielle Mitarbeiter aktiv, die das kirchliche Leben beobachtet und mitgesteuert haben. Verhältnismäßig gab es in der Kirche sogar mehr Spitzel als in anderen gesellschaftlichen Bereichen – was durchaus ein Kompliment an die Kirche ist. Wenn die Stasi etwas als gefährlich für das Regime angesehen hat, hat sie da natürlich mehr Leute eingesetzt. Die Geheimpolizei hat aber auch ganz gezielt Gerüchte darüber gestreut, wo es in der Kirche Spitzel geben soll – obwohl das gar nicht stimmte. Das sollte vermitteln: Wir sind überall und wir können alles wissen. Es sollte die Glaubensgemeinschaften verunsichern.

Haben Christen sich häufiger geweigert, ihre Glaubensgeschwister zu überwachen, als andere?

Ich würde da ungern verallgemeinern. Kirche ist nicht gleich Kirche. Es gibt kein Schwarz und Weiß. Auch Christen waren in einer moralisch verwerflichen Art und Weise bereit zum Verrat. Es gab Verstrickungen mit der Stasi bis tief in den Kirchen-Apparat hinein. Aber man muss auch sagen: Vielen war nicht bewusst, was die Konsequenzen ihres Verhaltens waren. Oft dachten Kirchenleute sogar, sie täten etwas Gutes, wenn sie mit der Stasi zusammenarbeiteten, weil sie dadurch Konflikte mit dem Staat zu lösen glaubten.

1949 gehörten 92 Prozent der DDR-Bevölkerung einer Religionsgemeinschaft an. 30 Jahre später waren es 30 Prozent weniger. Wie hat das Regime die Menschen aus den Kirchen getrieben?

Die Menschen wurden auf die DDR eingetaktet – und da gehörte die Kirche nicht dazu. Glaubensfragen wurden aus dem Bewusstsein der Menschen herausgedrängt. Nehmen wir das Beispiel der Jugendweihe, einer atheistischen Alternative zur Konfirmation. Es gab einen großen gesellschaftlichen Druck, daran teilzunehmen. Viele Familien glaubten, es brächte Nachteile, wenn die Kinder sich konfirmieren ließen oder wenn sie sich für eine Kirche stark machten.

Gab es tatsächlich solche Nachteile?

Die Angst vor den Folgen war das Entscheidende. Allein sie hat dazu geführt, dass die Menschen sich angepasst haben und glaubten, keine freien Entscheidungen treffen zu können. Konkrete Beispiele von Nachteilen, weil Jugendliche nicht zur Jugendweihe gingen, sind mir nicht bekannt. Eines aber war jedem klar: Demonstrativ seinen Glauben zu leben, war nicht förderlich. Ich selbst bin getauft und brachte alle Voraussetzungen mit, um ein treuer Kirchgänger zu werden. Meine Eltern lebten den Glauben nicht, ließen mir das aber offen. Ich habe mich dann für die Jugendweihe und den nicht-kirchlichen Weg entschieden.

Joachim Gauck, Rainer Eppelmann, Christian Führer – alles Widerständler, die aus dem Herzen der evangelischen Kirche kamen. Ist das Zufall?

Die Kirchen haben ein Forum für Gleichgesinnte geboten. Viele kamen zum Glauben, weil sie merkten: Hier bin ich etwas wert, hier erlebe ich Mitgefühl und Geborgenheit. Innerhalb dieses Forums haben sich natürlich auch Wortführer entwickelt. Dort konnten sie so offen sprechen wie nirgends sonst. Menschen konnten sich zu Rednern entwickeln. Es ist sicher kein Zufall, dass so viele Pfarrer in der Protestbewegung waren. Sie haben schlicht gelernt, Menschen anzusprechen, zu predigen. Es kommt noch etwas hinzu: Als Pfarrer waren Sie in der DDR geschützter als ein normaler Bürger. Sie konnten schon einmal einen Schritt weiter gehen, ohne sofort ein Ermittlungsverfahren befürchten zu müssen. Die Staatsmacht hat sich oft gescheut, zuzuschlagen, weil sie keinen Grundsatzkonflikt mit der Kirche schüren wollte. Das bedeutet freilich nicht, dass sie Kirchenmitarbeiter grundsätzlich verschont hätte. Wenn es dann mal zu Verhaftungen kam, hat die Kirche ihre Leute leider in manchen

Fällen im Stich gelassen. Da hat sie in meinen Augen weniger getan, als sie heute zugeben mag. Ich habe auch oft deutliche öffentliche Worte der Kirche vermisst – etwa zu den Folgen des Mauerbaus. Normalerweise hätte der Schießbefehl jeden Sonntag von der Kanzel aus angeprangert werden müssen. Leider ist das nicht geschehen. Es gab auch keine deutlichen Worte zur Erschießung Chris Gueffroys, des letzten Mauertoten, noch im Revolutionsjahr 1989. In Anbetracht der Rolle, die die Kirche für die friedliche Revolution gespielt hat, war sie da zu still.

Wird die Rolle der Kirchen bei der Friedlichen Revolution heute überhöht?

Die Kirche hat eine bedeutende Rolle für die Friedliche Revolution gespielt, aber es wird zu selten darüber gesprochen, wo sie auch Fehler gemacht hat. Eigentlich geht es doch nicht um die Kirche, sondern um einzelne Personen. Es gab linientreue Kirchenleute, die gegen Regimekritiker gewettert oder Veranstaltungen verboten haben. Und einige Leute haben sich auch gegen den Protest auf der Straße gesträubt. Mit Kerzen und Gebeten allein hätte man die Staatsführer nicht weggejagt. Auf diesem Weg hätte es keine Revolution gegeben.

Foto: pro

Roland Jahn erinnert sich noch gut an die Wendezeit: „Die Kirchen haben ein Forum für Gleichgesinnte geboten."

Hätte es die friedliche Revolution ohne die Kirchen gegeben?

Das ist mir zu spekulativ. Die wesentlichen Triebkräfte für die Revolution hatten wenig mit der Kirche zu tun, zum Beispiel die Ausreisebewegung. Und es war elementar, dass junge Menschen protestierend auf die Straße gegangen sind.

Der Soziologe Detlef Pollack sagt: „Die Kirchen haben die Revolution nicht gewollt und nicht motiviert, aber sie haben sie strukturell ermöglicht." Liegt er richtig?

Das trifft einen Ausschnitt. Denn auch innerhalb der Kirchen gab es schon viele, die den Umbruch wollten. Aber führende Kirchenleute waren dann nicht an der Spitze der Revolution, weil sie auf die Straßendemonstrationen verzichtet haben. Ich kann das durchaus verstehen. Sie hatten Angst davor, dass ein Volksaufstand mit Panzern niedergeschlagen wird. Das Trauma des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953, der blutig von der Roten Armee beendet wurde, wirkte bei vielen noch nach. Es waren die Jungen, die auf die Straße gingen. Jene, die das nicht miterlebt hatten. Und die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben hatten.

Die Friedensgemeinschaft Jena, die Sie in den 80er Jahren kurz vor Ihrer Ausweisung mitgründeten, war deshalb etwas Besonderes, weil sie nicht unter dem Dach der Kirche agierte. Warum brauchte es eine kirchenferne regimekritische Organisation?

Ich wollte nicht mehr auf die Freiheit warten, sondern sie mir nehmen. Und wir fühlten uns von der Kirche im Stich gelassen. Viele von uns waren schon inhaftiert gewesen und hatten erlebt, dass sich die Kirche nur begrenzt einsetzte. Solche Zurückhaltung hat dazu geführt, dass die Protestbewegung sehr bewusst den Schritt nach draußen gegangen ist – nicht zuletzt die zeitweilige Absetzung der Friedensgebete 1988 in Leipzig, der die Kirche ebenfalls nachgab, hat dazu geführt.

Wie haben Sie die Kirche damals erlebt? War das ein Raum, in dem Glaube gelebt wurde – oder war er rein politisch?

Beides. Die Kirche hat immer klar gesagt, dass sie kein Ersatz für Politik ist. Sie hat sich der Oppositionsrolle klar verweigert. Aber sie hat immer Schutzraum sein wollen. Und diesen haben wir eine Zeit lang genutzt, bis wir mutiger wurden. Ich will die positive Rolle der Kirchen durchaus würdigen. Viele Pfarrer verdienen hohe Achtung. Kirche war beides: Bremse und Motor zugleich.

Herr Jahn, vielen Dank für das Gespräch!

Sigurd Rink in seinem Dienstsitz am Bahnhof Zoo: „Ich schließe Waffenlieferungen nicht aus – aber ich habe Bauchschmerzen dabei“

Foto: pro

Frieden schaffen, auch mit Waffen

Die Evangelische Kirche in Deutschland hat mit Sigurd Rink erstmals einen hauptamtlichen Militärbischof. Das passt gut in eine Zeit, in der sich die Bundesrepublik wie nie zuvor in gewaltsame Konflikte weltweit einmischt. Der ehemalige Pazifist Rink sieht das kritisch und will eine neue Debatte über Friedensethik. | VON ANNA LUTZ

Dab dab dabedu da dab“, singt Ursula von der Leyen. Sie wiegt sich ein wenig im Takt, als Liedermacher Clemens Bittlinger in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche den Refrain anstimmt: „Wir wollen aufsteh’n, aufeinander zugeh’n, voneinander lernen, miteinander umzugeh’n.“ Es hat schon was, wenn die Verteidigungsministerin solche Zeilen mitsingt – erst recht jetzt, kurz nachdem die Regierung erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik Waffenlieferungen in ein Kriegsgebiet angeordnet hat. Maschinengewehre, Panzerfäuste, Pistolen und Handgranaten – damit beteiligt sich Deutschland am Kampf gegen die Terrororganisation Islamischer Staat (IS). Beim Gottesdienst mit Bittlinger und von der Leyen ist der Gedanke daran allgegenwärtig. Nicht zuletzt deshalb, weil derjenige, um den es bei dieser Feier geht, die Lieferungen mindestens kritisch sieht. Sigurd Rink ist der neue Militärbischof der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). In der Gedächtniskirche führt EKD-Chef Nikolaus Schneider ihn in sein Amt ein. Mit dabei sind die Ministerin, sein katholischer Amtskollege Franz-Josef Overbeck und zahlreiche Mitarbeiter des Militärs. Blaugolden-weiße Uniformen, wohin das Auge blickt. „Aufsteh’n, aufeinander zugeh’n“. Rink hat sich dieses Lied ausdrücklich gewünscht. Es dürfte so etwas wie das Motto seiner sechsjährigen Amtszeit werden. Denn der gebürtige Frankfurter will vor allem eines: Frieden schaffen.

Vier Tage vor seiner Amtseinführung trifft pro Rink in seinem Amtssitz in Berlin. Direkt neben dem berüchtigten Bahnhof Zoo arbeitet der ehemalige süd-nassauische Propst seit Juni. Vor der Tür sitzen und liegen die Obdachlosen, drinnen versucht die evangelische Militärseelsorge, die Welt auf ihre Art ein Stückchen besser zu machen. „Erhöhte Anforderungen“ angesichts der Tätigkeit der Bundeswehr weltweit seien der Grund dafür, dass die Prostestanten mit Sigurd Rink erstmals einen hauptamtlichen Militärbischof berufen haben, erklärte die Evangelische Kirche den Ausbau des Amtes, als sie Rink der Öffentlichkeit vorstellte. Ausgerechnet ihn, der noch während seines Studiums vor drei Jahrzehnten nicht an Konfliktbewältigung durch Waffengewalt glaubte. Ein echter Pazifist sei er gewesen, und zwar in Anlehnung an die Bergpredigt. Er erinnert sich daran, wie er damals dachte: „Als Christenmensch verzichte ich auf jegliche Form der Gewaltausübung.“ Bis zu seinem Amtsantritt als Bischof hat er die Bundeswehr vor allem aus der Ferne beobachtet. Wegen seines Theologiestudiums war er vom Wehrdienst befreit. „Ich hätte ansonsten aber auch verweigert“, sagt er. Denn Rink stand der kirchlichen Friedensbewegung nah, auch wenn er selbst nicht zu den Demonstranten gehörte, die mit „Schwerter zu Pflugscharen“-Schildern durch die Straßen zogen. Stattdessen reiste er in den Semesterferien nach Nordirland, um Frieden zwischen den Religionen zu säen. Gemeinsam mit einem Mentor aus dem Studium fuhr er mit dem Auto über die Normandie und dann mit der Fähre hinüber zur grünen Insel. Dort veranstaltete er Sommercamps für katholische und protestantische Kinder. „Das war meine ganz praktische Form, Friedensarbeit zu leben“, sagt er heute.

Abschied vom Pazifismus

Alles ändert sich am 6. April 1994. Dieser Tag markiert den Startpunkt für einen Völkermord, wie die Welt ihn selten gesehen hat. Innerhalb von 100 Tagen töten Angehörige der Hutu-Ethnie in Ruanda rund drei Viertel der Tutsi-Minderheit. Die Mörder kommen mit Macheten und Gewehren, verbrennen, pfählen und verstümmeln ihre Opfer. Auch Blauhelm-Soldaten werden getötet. Daraufhin ziehen die Vereinten Nationen weitere Streitkräfte ab. Nur 270 Soldaten bleiben im Land. Zu wenige, um die Zivilisten nur ansatzweise zu schützen. Erst im Mai desselben Jahres beschließt der Sicherheitsrat, Streitkräfte ins Land zu schicken. Die Mission existiert aber zunächst nur auf dem Papier. Erst im Juni kommt die Hilfe tatsächlich – dieses Mal von Frankreich, das 2.500 Soldaten entsendet. Bis dahin sind 800.000 Ruander ums Leben gekommen. „Es gibt bestimmte Situationen, in denen man um eine militärische Flankierung nicht herum kommt“, sagt Rink. Das habe ihm das „Drama um Ruanda“ gezeigt.

Also was nun? Frieden schaffen ohne Waffen, wie die kirchliche Friedensbewegung einst skandierte, oder im Zweifel doch das Maschinengewehr in die Hand nehmen? Beides, würde Rink wohl antworten. Bis heute respektiere er die Arbeit von Friedensdiensten wie Pax Christi und ist stolz auf seine Kinder, die in ähnlichen Bereichen weltweit tätig sind. Aber: „Unbedingte Gewaltfreiheit ist nicht mehr meine Überzeugung.“ Es war Luther-Botschafterin Margot Käßmann, die vor einigen Wochen mit einem Interview im Magazin Spiegel eine neue Debatte über die Sinnhaftigkeit eines strikten Pazifismus losgetreten hat. „Ich fände es gut, wenn die Bundesrepublik auf eine Armee verzichten könnte wie etwa Costa Rica“, sagte sie da und wünschte sich als „ersten Schritt“, Deutschland solle auf Waffenexporte verzichten. Nikolaus Schneider hingegen hält die Waffenlieferungen in den Irak für legitim. Das Evangelium

gebiete zwar Gewaltverzicht, sagte er dem Berliner Tagesspiegel. Diesem zu folgen, bedeute aber nicht, „zuzusehen, wie andere gequält, geköpft, versklavt werden“. Rink gibt sich nach beiden Seiten offen. Käßmann habe eher ein „Fernbild“ formuliert. „Sie ist alles andere als naiv.“ Mit Realpolitik hätten ihre Äußerungen im Spiegel aber nicht viel zu tun. „Mir persönlich gehen die Waffenexporte zu schnell“, formuliert er seine eigene Position vorsichtig. Ja, man müsse den Extremisten des IS in die Speichen fallen. Aber was sei in zwei oder fünf Jahren? „Wo sehen wir diese Waffen wieder?“ Er fasst zusammen: „Ich schließe Waffenlieferungen nicht aus – aber ich habe Bauchschmerzen dabei.“ Schon vor Wochen erklärte Papst Franziskus, der bewaffnete Kampf gegen IS sei gerechtfertigt. Auch die deutschen katholischen Bischöfe schlossen Waffenlieferungen nicht aus. Und die EKD ließ verlauten: „Nach evangelischem Verständnis kann militärische Gewalt zur Abwendung schwerster anhaltender Menschenrechtsverletzungen angesichts von Völkermord und Vertreibung als letzter Ausweg legitim sein, wenn alle anderen, gewaltärmeren Mittel versagen.“ Eine klare Richtlinie zu Waffenlieferungen ist das freilich noch nicht. Rink will eine neue Debatte über gerechten Frieden anstoßen – intern wie extern. Vielleicht führt sie zu einer einheitlichen Idee, wie mit der deutschen Beteiligung an internationalen Konflikten von protestantischer Seite umzugehen ist.

Foto: pro

Waffenlieferungen in den Irak? Sigurd Rink hat Bauschmerzen dabei: „Wo sehen wir diese Waffen wieder?“

Rink hat von Anfang an betont, er wolle in erster Linie Seelsorger sein und erst in zweiter Linie derjenige, der die politische Meinung seiner Kirche nach außen trägt. Aber wie kann einer, der noch nie Dienst an der Waffe geleistet hat, diejenigen umsorgen, deren Seelen darunter leiden, dass sie zum Beispiel einen Taliban töten mussten? Ein Pfarrer müsse das System, in dem er arbeitet, nicht von intern kennen. „Ich kann einem Banker ein ausgezeichneter Seelsorger sein, auch wenn ich eine Bank noch nie von innen gesehen habe“, ist er sich sicher. Es liege sogar eine „heilsame Differenz“ darin. Soldaten, so habe er es bei seinen ersten Besuchen bei der Marine oder im Kosovo erlebt, suchten jemanden, der die Freiheit habe, „nicht in Linie stehen zu müssen“. Und so beschreibt er sein Verhältnis zur Bundeswehr ähnlich wie sein Vorgänger Martin Dutzmann als „kritisch solidarisch“. „Ein Radikalpazifist könnte in diesem Amt nicht arbeiten“, stellt er fest. Er selbst erkenne die Bundeswehr als Institution an, die mit dem christlichen Glauben vereinbar ist. Das heiße aber noch lange nicht, dass der Bischof mit allem einverstanden zu sein hat. „Ich übe keinen blinden Gehorsam“, sagt er. Die Bergpredigt ist für ihn eine Friedensbotschaft. Und er gibt zu, dass sich ein gläubiger Soldat in einem Spannungsfeld zwischen Pazifismus und Job bewegt. „Aber wir stürmen ja heute nicht mehr mit der Pickelhaube in den Krieg.“ Rink verweist auf den Auftrag der Bundeswehr, eine internationale Friedensordnung zu schaffen. Dazu kann aber auch gehören, den Taliban in Afghanistan erschießen zu müssen. Ob Jesus das auch so gesehen hätte? Eines ist für Rink klar: „Jesus kann niemals zum Kriegsmann umstilisiert werden – das mag man mit manchen Religionen machen können. Mit dem Christentum aber definitiv nicht!“ Für ihn ist die Grenze da erreicht, wo alles gute Zureden und alles aufrichtige Wollen versagt. Dann, so sagt er, sei der Einsatz der Waffe trotz Jesu Friedensbotschaft auch für einen Christen legitim.

„Wir stürmen ja nicht mehr mit der Pickelhaube in den Krieg.“

„Sie helfen, den christlichen Glauben zu verkündigen“, sagt Ursula von der Leyen in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu den Militärseelsorgern im Publikum. Rink lächelt dankbar. Sie kann es nicht wissen, formuliert damit bei seinem Einführungsgottesdienst aber eines seiner wichtigsten Anliegen im Amt. Jüngst reiste er in den Kosovo. Ein Soldat kam zu ihm und sagte, er sei nicht gläubig. Kurze Zeit später sieht Rink denselben Mann beim Gottesdienst in erster Reise sitzen und die kirchlichen Lieder aus voller Brust mitsingen. Die Militärseelsorge schlage eine Brücke zu einem „hochgradig säkularisierten Teil der Gesellschaft“, sagt er und formuliert diese Feststellung auch als Frage: „Woher sollen denn die jungen Menschen ihren Glauben haben, wenn er in der Gesellschaft nicht mehr gelebt wird?“ Deshalb sei er ein Missionar, wenn auch kein aggressiver. Es könne keinen Gottesdienst ohne missionarische Dimension geben, auch im Kosovo nicht. „Eine Kirche ohne Mission – das wäre doch ein Armutszeugnis.“

Leserreaktionen zu pro 4/2014

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Gottes Spuren in den Genen“

Im Medienmagazin pro steht der Satz: „Gläubige Menschen fühlten eine Verbindung zu Gott und eine Geborgenheit im Gebet.“ Auf dieser Basis weiter zu argumentieren, ist hoffnungslos. Gott wohnt nicht im Gefühl, sondern im Geist des Menschen. Die Dichterin weiß es besser: „Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, [...] so nimm denn meine Hände ...“ Ich habe als Therapeutin oft erfahren, dass hier ein glaubenshindernder schwerwiegender Denkfehler vorliegt. Sie sollten deshalb einen so fehlerhaften und irreführenden Satz nicht unkritisch in einer Argumentationsreihe stehen lassen.
Zum Folgenden: So wie Kinder im Gehirn Synapsen entwickeln und deshalb Musik, die sie vorgeburtlich hören, nach der Geburt wieder erkennen, so ähnlich könnte der Vorgang im geistlichen Bereich sein. Von Ihrer Zeitschrift erbitte ich mir ein gutes theologisches Fundament.
Magarete Thomas, Heidelberg

Solche Betrachtungen der Neurologen, Theologen, Philosophen [...] zur Gottesfrage halte ich [für] hahnebüchen. Es ist der vergebliche Vesuch, Gott auf alle denkbare Weise belegen zu wollen – ohne zu merken, dass zwischen Wissenschaft und Glauben allein in der Begrifflichkeit [...] fast unüberbrückbare Gegensätze sind. Würden wir von Gott wissen, brauchten wir nicht an ihn zu glauben.
Thomas Kopfer, Gingen an der Fils, per E-Mail

Zu „Für ein Ende der Gewalt gegen Frauen“

Ich finde es schade, dass in dem Artikel wieder einmal die stupide Aufteilung Männer = Täter, Frauen = Opfer verbreitet wird. Es ist aber so, dass auch Männer Opfer und Frauen Täter sein können. Das wird komplett ausgeblendet. Und selbst wenn mal eine Frau als Täter auftritt, wird natürlich sofort die Schuld bei einem/ihrem Mann gesucht.
Ich finde eine Kampagne, die lauten würde „Für ein Ende der Gewalt“ viel besser als eine, die sich „nur“ gegen Gewalt gegen Frauen richtet. Auch ich als Mann habe das Recht, gewaltfrei zu leben.
Und nur weil ich zufällig ein Mann bin und leider die meiste Gewalt von meinem eigenen Geschlecht ausgeht, habe ich anscheinend keine Berechtigung, geschützt zu werden? [...] Gerade von Ihrem Magazin hatte ich eigentlich gedacht, dass der Reflex, ausschließlich Männer als Täter und Frauen als Opfer darzustellen, keine Chance hätte. Darum bin ich von Ihrem Magazin sehr enttäuscht.
Lars Kockskämper, Witten, per E-Mail

Zu „Alle unter einem Dach“

Persönlich kann ich Pfarrerin Klemens‘ und Pfarrer Hohbergs Verständnis von Koran und Bibel nicht kommentieren. Aber ich habe da meine kritischen Fragen: Ist für sie die Bibel Wort Gottes oder enthält die Bibel Wort Gottes? Ist der Koran für sie Offenbarung von Allah, bzw. Gott? Hat Gott zwei Sprachen gesprochen, mal biblisch, mal koranisch? Oder spricht Gott hüben und drüben?
Ja, ich möchte Christen dialogfähig machen für das Gespräch mit Muslimen, aber ich halte den Koran für unvereinbar mit der Botschaft der Bibel. Der Koran hat einfach keine Botschaft der Liebe, der Toleranz und der Vergebung.
Hier der Grund: Entscheidend für das Verständnis des Korans für die Beziehung von Muslimen zu Christen und Andersgläubigen ist die letzte an Mohammed offenbarte Sure – Sure 9,123: „Ihr Gläubigen! Kämpft gegen diejenigen von den Ungläubigen, die euch nahe sind (d.h. die mit ihren Wohnsitzen an euer Gebiet angrenzen)! Sie sollen merken, dass ihr hart sein könnt. Ihr müßt (sic!) wissen, dass Gott mit denen ist, die (ihn) fürchten.“ (Rudi Paret) – Die letzte Offenbarung ersetzt immer die vorigen. Mohammeds Einstellung gegenüber Christen und Juden am Ende seines Lebens ist für die seriöse Koranauslegung entscheidend.
Machen wir uns nichts vor. Christen und Muslime sind im Wettbewerb miteinander. Darüber können auch solche gemeinsamen Gebetshäuser nicht hinwegtäuschen. Muslime präsentieren sich in der EU meist tolerant, um hier anzukommen.
Unsere Botschaft für Muslime und alle Menschen ist die Botschaft der Liebe, Vergebung und Rettung vor der ewigen Verlorenheit. Diese ist besser als die Botschaft der Scharia. Es ist die Botschaft der Liebe Gottes: „Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“ Johannes 15,13.
Horst Pietzsch, Referent des Arbeitskreises Migration & Integration der Deutschen Evangelischen Allianz, Herten, per E-Mail

Richtigstellung zu „Den Glauben demonstrieren? Warum nicht!“

Auf dem Bild ist der brasilianische Fußballnationalspieler David Luiz abgebildet und nicht Marcelo, wie in der Bildunterschrift steht.

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung. Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Swanhild Zacharias.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Was Politiker predigen

Christen gibt es in allen Parteien. Manchmal legen sie in der Kirche sogar die Heilige Schrift aus. Aus einigen Predigten hat pro sogenannte Wordles erstellt, „Wortwolken“. Je größer das Wort, desto häufiger kam es in der Predigt vor. Einen entscheidenden Einfluss hat natürlich die Wahl des Themas. Die Wordles zeigen aber auch: Politiker unterscheiden sich nicht nur durch ihre Parteibücher – sondern auch durch ihren Blick auf die Bibel. | VON NICOLAI FRANZ

Volker Kauder
Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag
22.5.2011, St.-Matthäus-Kirche, Berlin
bit.ly/KauderPredigt

Pietismus statt Politik

Eines ist sicher: Wenn Volker Kauder zu Christen spricht, geht es um Glaube und Religionsfreiheit. Mit sonstigen politischen Forderungen hält er sich zurück. Dazu passt auch der Predigttext: „Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch befreien.“ Die Wahrheit, so der Politiker aus Baden-Württemberg, sei für Christen eine Person: Jesus Christus. Immer noch seien Menschen auf der religiösen Suche – eine Chance zur Mission für die Kirche. Doch Mission könne nur erfolgreich sein, wenn Christen vermittelten, „dass Jesus Christus nicht irgendein Erlöser ist, sondern dein und mein Erlöser, dass die Wahrheit Jesu Christi ganz unmittelbar persönlich und existenziell erfahrbar ist“.

Bodo Ramelow
Fraktionsvorsitzender der Linken im Thüringer Landtag
23.2.2014, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin
bit.ly/RamelowPredigt

Jeder Christ ein Sozialist?

Soziale Gerechtigkeit ist das große Thema der Linken. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Bodo Ramelow in seiner Predigt die Herrschaft der Banken anprangert, Zinsen und die Ausbeutung armer Menschen scharf kritisiert. Bewundernd spricht der Politiker über Bibeltexte, die heute noch aktuell seien. „Denn du sollst ihm dein Geld nicht auf Zinsen leihen noch deine Speise auf Wucher austun“, zitiert er aus dem dritten Buch Mose. Ramelow beklagt, dass heute „das Seelenheil durch Konsum gefüllt“ werde – und schlägt eine Lösung vor: „Hier wäre die radikalste Form tatsächlich die Rückkehr zu den Moralvorstellungen der Bibel, und, wo notwendig, dann auch mit sehr weltlichen, aber konsequenten Gesetzen.“

Andrea Nahles
damals stellvertretende SPD-Vorsitzende
13.11.2008, Evangelische Zwölf-Apostel-Kirche, Berlin
bit.ly/NahlesPredigt

Frau, gläubig, links

Die heutige Arbeits- und Sozialministerin spricht darüber, wie Jesus die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel vertreibt. Für Nahles, die sich selbst als „Frau, gläubig, links“ bezeichnet, ist jeder Mensch ein „Tempel Gottes“, da Jesus die Menschen „geheiligt“ habe. Scharf kritisiert sie Schönheitswahn und Habgier, denn das seien Angriffe auf diese Heiligkeit, die Würde des Menschen. Die Katholikin verzichtet weitgehend auf politische Forderungen, sondern appelliert an die Verantwortung des einzelnen Menschen. Besitz zu haben, sei nicht schlimm. „Aber dass wir es zum einzigen Mittelpunkt unseres Lebens machen, uns von dort definieren, unsere Mitmenschen vermessen, vergleichen. Neid und Unzufriedenheit, Habgier und Zügellosigkeit mit System sind die Folge.“

Katrin Göring-Eckardt
Vorsitzende der Grünen-Bundestagsfraktion
4.3.2012, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Berlin
bit.ly/GoeringEckardtPredigt

Grüne Kanzelrede

Kinder liegen Katrin Göring-Eckardt am Herzen. Auch die Kleinen in unserer Gesellschaft bräuchten gleiche Chancen, doch die gebe es in unserem „skandalösen Bildungssystem“ nicht, sagt die Grünen-Chefin. Neben viel grüner Politik darf auch der Seitenhieb auf den politischen Gegner nicht fehlen. Um die Zerrissenheit von Kindern zu verdeutlichen, zitiert die Ex-EKD-Präses ein langes Gedicht mit der wiederkehrenden Zeile: „Kommst du dann zu mir zurück, mein Kind?“ Jesus habe gesagt, dass man die Kinder zu ihm kommen lassen solle. Göring-Eckardt empfiehlt daher: „Kinder nicht zurückweisen und ein offenes Ohr und ein weites Herz für sie haben, für ihren Quatsch-mit-Soße auch, sie lieb haben, sie wertschätzen und respektvoll sein.“

Regierungserklärung statt Sonntagsrede

Der Finanzminister gilt als einer der klügsten Köpfe in der Politik. So gleicht seine Predigt zum Thema „Reformation und Politik“ auch eher einer staatstheoretischen Abhandlung über Außenpolitik als einer leicht verdaulichen Sonntagsrede. Vor allem die Verantwortung des Westens in Bezug auf die Krisenherde der Welt thematisiert der CDU-Politiker. Westliche Demokratien müssten weiterhin dafür kämpfen, dass Menschenrechte weltweit gültig sind. Diese Verantwortung leitet Schäuble aus dem christlichen Glauben ab: „Christen sind nicht naiv. Wir kennen die Fehlbarkeit, die Sündhaftigkeit des Menschen. Aber wir wissen, dass der Mensch von Gott berufen und befähigt ist, seine Welt in Freiheit und Verantwortung zu gestalten.“

Wolfgang Schäuble
Bundesminister der Finanzen (CDU)
28.9.2014, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Berlin
bit.ly/WSchaeublePredigt

Konstantin von Notz sitzt im NSA-Untersuchungsausschuss, mag Martin Luther und Edward Snowden, tut sich aber schwer mit der Kanzlerin

Abhörskandal: „Gigantisches Eigentor“

Konstantin von Notz ist Protestant, Kirchenrechtler und sitzt für die Grünen im NSA-Untersuchungsausschuss. Er will Edward Snowden nach Deutschland holen, und wenn es nach ihm geht, dürfen Pfarrer auch schwul sein. Ein Gespräch über querköpfige Reformer und unangepasste Fromme. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Ist Edward Snowden ein Held oder ein Verräter?

Konstantin von Notz: Er ist auf jeden Fall kein Verräter. Wie jeder Mensch hat sicherlich auch Edward Snowden seine Fehler, daher mag ich den Begriff Held nicht. Aber er hat etwas sehr Mutiges getan. Zwar hat er dabei gegen Gesetze verstoßen. Aus der deutschen Geschichte wissen wir aber, dass das nicht umoralisch sein muss. Für mich fällt seine Tat unter die Kategorie „ziviler Ungehorsam“ und ist nicht strafwürdig. Weil er für Werte wie Menschenrechte und Freiheit einsteht, hat er die Geschehnisse bei der NSA öffentlich beschrieben. Es ist eine Schande, dass jemand, der sich derart für westliche Werte einsetzt, ausgerechnet bei Wladimir Putin Unterschlupf finden muss.

Von Müssen kann keine Rede sein. Immerhin könnte er sich auch der amerikanischen Gesetzgebung ausliefern.

Menschen, die in der DDR gegen Gesetze verstoßen haben, und dafür be-

Foto: Konstantin von Notz

straft wurden, könnten eine solche Aussage zynisch finden. Sehen Sie sich an, was mit Bradley, nun Chelsea, Manning geschehen ist. Weil er über Wikileaks schlimmste Menschenrechtverletzungen öffentlich gemacht hat, bekam er 35 Jahre Gefängnisstrafe. Auch Bürgerrechtler wie Martin Luther King wurden in der amerikanischen Öffentlichkeit lange kritisch gesehen, heute betrachten wir ihren zivilen Ungehorsam als Heldentat. Edward Snowden hat eine gute Chance, auf lange Sicht moralisch auf der richtigen Seite gestanden zu haben. Was Angela Merkel auf der falschen Seite stehen lässt, wenn sie ihm keine Unterstützung zusichert, nur um sich gegenüber den USA politisch vermeintlich opportun zu verhalten.

Warum sollte die Bundesregierung Snowden einen Aufenthaltsstatus gewähren?

Für uns geht es darum, dass er hier im NSA-Untersuchungsausschuss eine Aussage machen kann. Unsere Zeugen müssen in Deutschland erscheinen. Das verhindert die Bundesregierung und behindert damit unsere Arbeit. Wir halten das für gesetzeswidrig, daher werden wir vor dem Bundesverfassungsgericht klagen. Wir wollen die Klageschrift nach der Sommerpause einreichen (Das Interview wurde im August geführt, Anm. d. Red.). Ob er auch ein langfristiges Aufenthaltsrecht bekommt, liegt im Ermessen der Bundesregierung. Ich halte es für politisch richtig.

Würde die Bundesregierung Snowden tatsächlich einen Aufenthaltsstatus gewähren, könnte das zu ernsthaften diplomatischen Verwerfungen mit den USA führen. Würde das die Aufklärung der NSA-Affäre nicht noch erschweren?

Schwerer als bisher – das kann ich mir kaum vorstellen. Seit wir mit der Aufarbeitung begonnen haben, legt uns die Bundesregierung geschwärzte Akten vor, verweigert uns Aussagen darüber, welche Akten vernichtet wurden und so weiter. Und: Welche größere diplomatische Katastrophe können Sie sich denn vorstellen als jene, in der wir uns befinden? Wir hören amerikanische Außenminister ab. Im BND sitzen US-Spione. Wir weisen amerikanische Diplomaten aus. Das alles hat nicht zu einem Abbruch der deutsch-amerikanischen Beziehungen geführt. Die Angst vor diplomatischen Verstimmungen kann ich vor diesem Hintergrund nicht nachvollziehen. Ich halte dieses Argument für einen Vorwand, um die Affäre abzukochen. Denn wenn Edward Snowden erst einmal vor dem Untersuchungssausschuss aussagt, wird er uns wahrscheinlich erzählen, dass deutsche Dienste bei der Massenüberwachung fröhlich mitspielen – das wäre unangenehm für die Bundesregierung.

Könnte der Grund dafür, dass es bisher keinen diplomatischen Bruch gibt, nicht darin liegen, dass Deutschland in der Affäre der Hintergangene und zugleich der schwächere Partner ist?

Sie meinen, wenn Deutschland den amerikanischen Präsidenten zehn Jahre lang abgehört hätte, würden die Amerikaner die Beziehungen zu uns abbrechen? Das glaube ich nicht. Wir sind kein schwächerer Partner. Ein kleinerer vielleicht. Aber auch die USA brauchen den europäischen Markt, nicht nur andersherum.

Mitte August kam heraus, dass der BND nicht nur den Nato-Partner Türkei überwacht, sondern auch einzelne Telefonate von US-Politikern abgehört hat. Schlechte Vorraussetzungen für Deutschland, um sich als Hüter des Datenschutzes zu stilisieren …

„Snowden wird uns wahrscheinlich erzählen, dass deutsche Dienste bei der Massenüberwachung fröhlich mitspielen.“

Das war ein gigantisches Eigentor. Wir haben aber im NSA-Untersuchungsausschuss von Anfang an erklärt, dass wir keine einseitigen Schuldzuweisungen in Richtung der Amerikaner beabsichtigen. Und wir haben von Beginn an vermutet, dass deutsche Dienste ähnlich agieren wie die NSA.

Es ist ebenfalls bekannt, dass zumindest die Türkei schon zu Zeiten der rot-grünen Bundesregierung überwacht wurde. Wussten die Grünen damals nichts davon?

Die Überwachung der Türkei geht auf die Zeit der sozialliberalen Koalition unter Helmut Schmidt zurück. Ja, die Türken wurden auch unter Rot-Grün überwacht. Ich kam erst fünf Jahre später ins Parlament. Den Schuh ziehe ich mir also nicht an, auch wenn vielleicht einzelne Minister davon wussten. Es war die Kanzlerin, die sagte: „Abhören unter Freunden, das geht gar nicht.“ Sie ist es, die wissen müsste, was die Geheimdienste tun, nicht die Opposition. Ich kann Ihnen aber sagen: Der NSA-Untersuchungsausschuss wird auch untersuchen, was der BND in der Türkei getan hat und tut.

Welche Maßnahmen gegen die Amerikaner und gegen die Massenüberwachung halten Sie für angemessen?

Geheimdienste sind in Rechtsstaaten an das Recht gebunden. Und wir sehen da eine Fehlentwicklung. Wenn die Rechtsstaatlichkeit nicht mehr funktioniert, muss das korrigiert werden. Das kann durch Gesetzesänderungen geschehen, durch die Beschränkung der Dienste, indem wir ihnen bestimmte Rechte wegnehmen, oder durch die Schärfung der parlamentarischen Kontrolle.

Ihre Parteikollegin Antje Vollmer hat Edward Snowden mit Martin Luther verglichen. Beide, so sagt sie, versuchten das System, in dem sie lebten, von innen heraus zu reformieren. Hinkt der Vergleich?

Foto: micagoto, flickr (CC BY-NC 2.0)

Von Notz würde Edward Snowden Asyl in Deutschland geben

Natürlich hat Snowden als Patriot in sein eigenes System hineingeschaut und Probleme mit großem Risiko öffentlich gemacht. Der Vergleich ist also nicht völlig abwegig, aber er hinkt eben auch.

Wer ist Luther für Sie?

Ein querköpfiger großer Reformer. Ein unangepasster frommer Mensch. Ich blicke dem Lutherjubiläum mit Spannung entgegen – trotz aller Antisemitismusdebatten, die damit einhergehen. Luther ist ein gutes Beispiel dafür, dass Menschen keine Helden sind, aber heldenhafte Dinge tun können.

Sie sind promovierter Kirchenrechtler, waren zum Zivildienst bei der Bahnhofsmission. Wie ist ihr Verhältnis zur Kirche?

Ich bin ein gläubiger Mensch. Ich komme aus einer eher nicht so religiös orientierten Familie, hatte aber einen sehr guten Konfirmandenunterricht und eine offene Gemeinde. Ich habe 15 Jahre lang evangelische Jugendarbeit gemacht, Freizeiten organisiert und so weiter. Mein Verhältnis zur Kirche ist in einigen Dingen kritisch, im Kern aber ein gutes.

In Ihrer Doktorarbeit haben Sie sich mit der Frage beschäftigt, welche Pflichten der privaten Lebensführung kirchlichen Mitarbeitern obliegen. Finden Sie es richtig, dass Geistlichen zum Beispiel der Amtsentzug droht, wenn sie außereheliche Beziehungen pflegen?

Kirchen haben ein Selbstbestimmungsrecht, und das aus gutem Grund. Wer auf eine Trennung von Kirche und Staat Wert legt, muss das achten. Eine Organisation wie die Kirche muss sich aber auch überlegen, wie sie mit Menschen umgeht, die ihrem Wertekanon widersprechen. Es darf da nicht zu krassen Ungerechtigkeiten kommen. Wenn ein Kirchenältester Mitglied der NPD wird, kann das hochgradig problematisch sein.

Es würde ebenso dem Wertekanon widersprechen, wenn er zum Beispiel homosexuelle Beziehungen pflegte …

Die kirchlichen und kirchenrechtlichen Strukturen, die ich erlebt habe, haben das immer liberal gesehen und gehandhabt. Ich persönlich glaube: Wenn zwei Menschen sich lieben und Verantwortung füreinander übernehmen, entspricht das Jesus Christus deutlich mehr, als es ihm widersprechen könnte. Was die Frage der NPD-Mitgliedschaft angeht: Es ist nicht alles egal, was in kirchlichen Strukturen geschieht. Harte Sanktionen können aber mehr kaputt machen als helfen.

Ihr Parteikollege Volker Beck möchte das Kirchenrecht reformiert sehen. Geschiedene, Wiederverheiratete oder Homosexuelle sollen nicht von der Mitarbeit ausgeschlossen werden dürfen, solange es sich nicht um Verkündigungsdienste handelt. Auch Ihre Meinung?

Ich gehe noch weiter: Was für den einfachen Kirchenmitarbeiter möglich ist – zum Beispiel schwul zu sein –, muss auch für den Pfarrer möglich sein. Das gibt es auch heute schon und ich bin sicher, dass die Kirche das aushält.

Es ist vor allem die Frage nach dem Umgang mit Homosexuellen, die die Grünen immer wieder in Streit mit sogenannten evangelikalen Gruppen treten lässt. Wie nehmen Sie diese Debatte wahr?

Sehr vielschichtig. Schwierig wird Religion immer dann, wenn sie anderen Menschen Vorschriften macht, wie sie zu leben haben. Und vor allem, wenn sie andere Lebensentwürfe diskreditiert. Jeder Mensch kann für sich selbst Lebensmaximen beschreiben, das respektiere ich. Als religiöser Mensch bin ich ja gerade darauf angewiesen. Wenn man die eigenen Lebensmaximen aber anderen aufdrücken möchte, wird es problematisch. Im Hinblick auf den Umgang mit Homosexualität ist es eine der Errungenschaften der letzten Jahre, dass unsere Gesellschaft einen entspannten, normalen Blick auf diese Menschen bekommen hat, die im übrigen einen relevanten Teil der Gesellschaft ausmachen. Man kann Gott nur danken, dass hier innerhalb wie außerhalb der Kirchen eine höhere Akzeptanz möglich geworden ist. Ich erwarte von Evangelikalen, dass sie Homophobie überwinden, nehme aber auch wahr, dass es sowohl innerhalb des evangelikalen Spektrums als auch innerhalb der Katholischen Kirche eine breite Diskussion über dieses Thema gibt.

Herr von Notz, vielen Dank für das Gespräch!

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/vonNotz

Apokalypse? Nö!

Es waren über Jahre die Lieblingsthemen der Medien und ihres Geschäfts mit der Panik: Ozonloch und Waldsterben. Beides ist völlig überwunden. Doch davon liest man gar nichts! | VON WOLFRAM WEIMER

Zunächst ging unser Land am Waldsterben zugrunde. Dann an Tschernobyl und Aids. Schließlich fielen BSE-Rinder und Kampfhunde über uns her. Den Feinstaub, den Klimawandel und das Ozonloch wollen wir nicht vergessen. Als sei unsere Welt eine riesige Geisterbahn, leben wir in immer kürzeren Zyklen kollektiver Panikmache. Dabei lösen sich die meisten Ängste vor der Apokalypse bald in Wohlgefallen auf. Selbst die großen. So schienen seit den achtziger Jahren zwei Dinge als unausweichlich: Der Wald stirbt, und die Menschheit wahrscheinlich auch, weil Fluorchlorkohlenwasserstoffe die Ozonschicht zersetzen und wir alle bald gegrillt werden. Heute meldet die Wissenschaft, dass beide Endzeitprobleme nicht mehr da sind. Weg! Einfach weg!

Die Uno meldet dieser Tage, dass sich die Ozon-Werte zusehends normalisierten, eine Bedrohung nicht mehr bestehe. Die 300 mitwirkenden Wissenschaftler der Studie sind sicher: Das Ozonloch wird bald Geschichte sein. Martin Dameris, einer der

Der Alarmismus der Medien wird zusehends zu einem Problem.

Hauptautoren der Studie und Geophysiker des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt, sagt Erstaunliches: „Das von Menschen gemachte FCKW-Problem ist gelöst, diese Gefahr ist definitiv gebannt."

Eine ähnlich gute Nachricht kommt aus dem Wald. Denn der stirbt kein bisschen – im Gegenteil. Der Wald in Deutschland und Europa wächst, und zwar sowohl auf der Fläche als auch im Volumen (Holzmenge pro Hektar). Viele Baum- und Pflanzenarten wachsen so gesund wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Auch hier melden die Forstexperten: Anstatt eines Waldsterbens ist das Gegenteil passiert. Dabei war die Angst der Deutschen seinerzeit so groß, dass das Wort „Le Waldsterben" international Karriere machte.

Nun sind diese Erfolge auch dewegen erreicht worden, weil die Menschen (insbesondere auf das Engagement vieler Christen hin) ihr Verhalten geändert haben und seither schöpfungsbewusster leben. Komischerweise hört und liest man in den Medien aber über die guten Nachrichten herzlich wenig. Die Panikmeldungen beherrschten jahrelang die Schlagzeilen. Nun aber herrscht Schweigen. Unter Journalisten gibt es einen „Tuvalu-Effekt". Seit Jahren kursieren immer wieder Gerüchte, dass die Südsee-Insel Tuvalu wegen des angeblich steigenden Meerwasserspiegels bald untergehe. Große Reportagen, gewaltige Geschichten, dramatische Schlagzeilen sind immer wieder die Folge. Tatsächlich aber steigt das Meerwasser in Tuvalu seit 30 Jahren überhaupt nicht. Den Beweis dafür liefert die dortige Messstation. Mediale Sichtbarkeit: Null.

Der Alarmismus der Medien wird damit zusehends zu einem Problem. Aus der alten Verleger-Erkenntnis „Only bad news are good news" ist inzwischen ein Jahrmarkt der boulevardesken Panikmache geworden. Wir unterliegen einer RTLisierung der politischen Kultur, die jede Minustemperatur als „Blitzeis", jeden schwülen Sommertag als „Klimaschock", jedes fiebrige Huhn als „Pestboten" stilisiert.

Es sind aber nicht nur Medien, die aus wirtschaftlichen Gründen am Teppich der Ängste weben. Ganze Berufsgruppen verdienen heute als Lobbyisten des Negativen ihr Geld – von Klimaforschern über Ökoberater bis zu Verbraucherschützern. Panik scheint ein Wachstumsmarkt, also entsteht eine Industrie der Angst.

Die Ökonomie der Angst haben auch Versicherungs- und Pharmakonzerne erkannt. „Disease Mongering" – die Pathologisierung gesundheitlicher Zustände – lautet der Megatrend der Medizin- und Nahrungsmittelindustrie. Kopfschmerzen? Sodbrennen? Zwicken? Das sind keine Lappalien mehr, das sind „Vorboten"! Vorboten für ganz Schlimmes. Neue Medikamente oder Nahrungszusatzstoffe, Vitaminpräparate und Fitnessjogurts brauchen neue Ängste. Also werden sie geschürt.

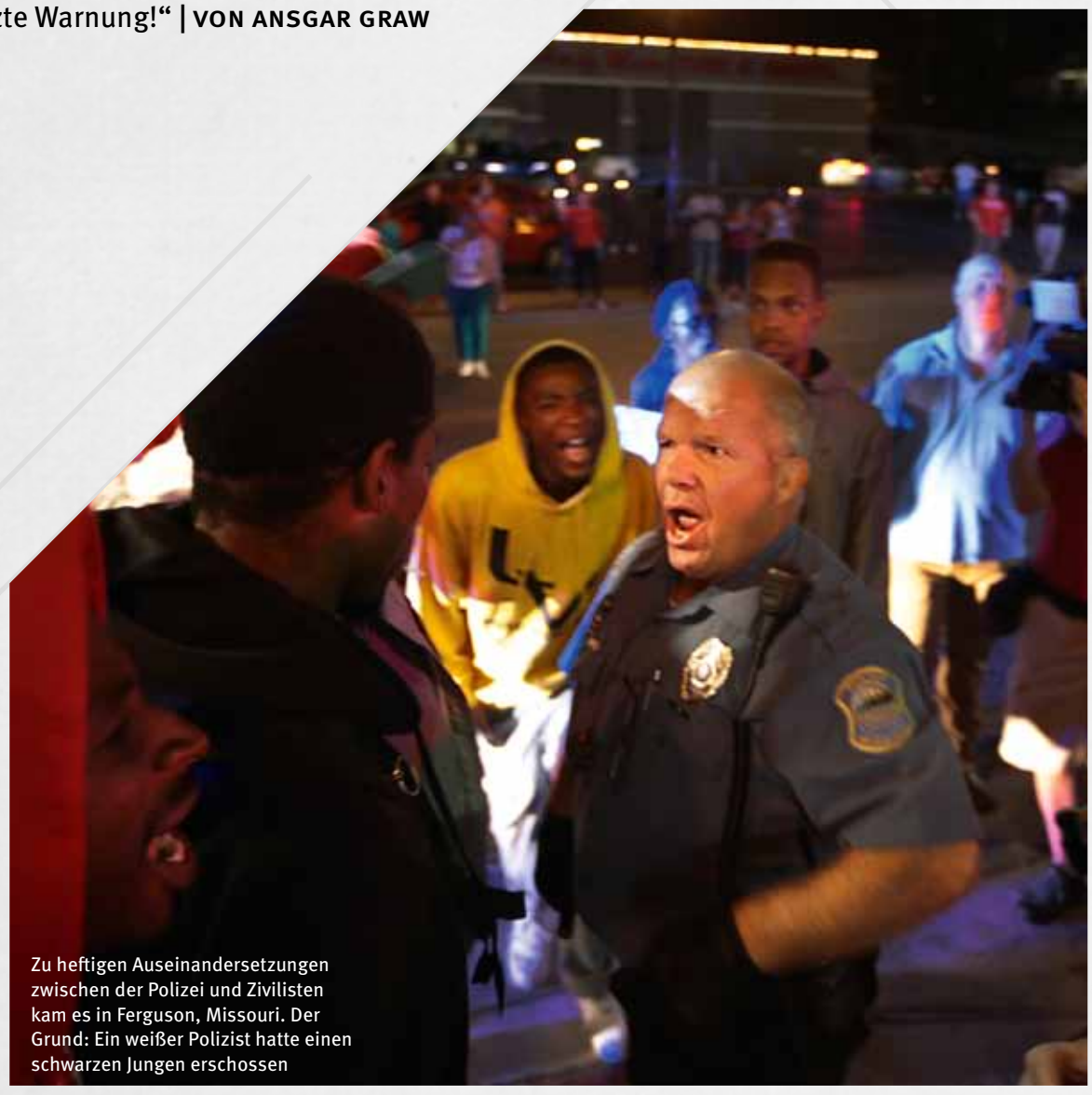
Selbst der Wetterbericht verkommt zum Hochamt des Katastrophismus. Jeder Wirbelsturm der Karibik, jedes Buschfeuer in Australien und Hochwasser in Guatemala werden in Kriegsberichterstattermanier präsentiert: Neues von der Front der ökologischen Apokalypse. Wir haben kein Wetter mehr, wir haben nur noch Varianten der Klima-Katastrophe.

Von Carlo Schmid stammt die Beobachtung, dass manche Menschen nur deshalb Untergangspropheten sind, weil sie sich selbst so genau kennen. Man wird den Verdacht nicht los, dass der Alarmismus auch der Ideologieersatz einer geistig erschöpften Zeit sein könnte. Auf die Deeskalation des Heiligen folgt die Eskalation der Apokalypse. Christen sind da entspannter. Sie wissen, dass man die Natur bewahren sollte; zugleich aber haben sie ein gesundes Gottvertrauen – auch in die Kraft der Schöpfung. Das schützt vor manch aufgeregtem Irrweg. Und es öffnet einem die Augen für frohe Botschaften – zum Beispiel dass das Waldsterben und das Ozonloch überwunden sind.

Foto: Thaut Images, fotolia

Grenzerfahrungen

Sie bauten sich vor uns auf, die fünf oder sechs Polizisten, und der eine, der wohl das Sagen hatte, schaute meinen Kollegen und mich lauernd an: „Ich kann Sie nicht zwingen, hier wegzugehen. But keep moving! Bleiben Sie an einer Stelle stehen, werde ich Sie sofort verhaften – letzte Warnung!“ | **VON ANSGAR GRAW**



Zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Polizei und Zivilisten kam es in Ferguson, Missouri. Der Grund: Ein weißer Polizist hatte einen schwarzen Jungen erschossen

Foto: picture alliance

Keep moving, bleiben Sie in Bewegung. Das war an jenem Montag, 18. August, in Ferguson in Missouri, kurz nach 14 Uhr. Wir standen an der West Florissant Avenue, der Hauptstraße des 22.000-Seelen-Städtchens, an der es zu jener Zeit allabendlich zu friedlichen und nicht gar so friedlichen Protesten kam. Steinwürfe gegen die Polizisten und Tränengaseinsätze als Reaktion gehörten zum Tagesablauf, seit neun Tage zuvor ein weißer Polizist den 18-jährigen Michael Brown, einen Schwarzen, erschossen hatte. Doch jetzt, am sonnigen Nachmittag, war die Straße nahezu menschenleer, von den County-Polizisten, meinem Kollegen Frank Herrmann und mir abgesehen. Niemand rottete sich zusammen, nichts roch nach Gefahr, nirgendwo ein Zeichen von Aggressivität – abgesehen von diesen Polizisten, die uns, die beiden deutschen Journalisten, nicht an dieser Stelle haben wollten und darum zunächst aufgefordert hatten, ans andere Ende der Straße zu gehen, fast eine Meile entfernt, wo „der Medienbereich“ sei.

Doch Journalisten schulden ihren Lesern, Zuschauern oder Zuhörern die Berichterstattung aus der Nähe. Zumindest wo dies möglich ist, ohne sich zu gefährden oder die Arbeit der Polizei zu beeinträchtigen. Ich wollte einige Fotos von einer Tage zuvor von Chaoten niedergebrannten Tankstelle schießen. Nichts sprach dagegen – abgesehen von der Willkür eines Polizisten, der sich offensichtlich vorgenommen hatte, uns zu zeigen, wer das Sagen hat. Nur eine halbe Stunde zuvor hatte mich einer seiner Kollegen an exakt jener Stelle angemacht, wenn ich von der Presse sei, solle ich mich schämen. Alle Journalisten müssten sich schämen. Denn alle Journalisten hätten bislang falsch berichtet über Ferguson. Alle!

UdSSR: Recherche in der verbotenen Region

Rückblende: Ich bin in vielen Ländern gewesen, in denen von Pressefreiheit keine Rede sein kann. Aber ich gehöre nicht zu jenen unerschrockenen und mutigen Kriegsberichterstattern wie die Amerikaner James Foley und Steven Sotloff, die nach qualvoller Gefangenschaft in den vergangenen Wochen von islamistischen Terrormilizen in Syrien enthauptet wurden. Oder wie Daniel Pearl, der Büro-Leiter des Wall Street Journal in Islamabad, der 2002 von Al-Kaida gekidnappt und geköpft wurde. Im Gegensatz zu diesen Kollegen, deren Courage ich bewundere und deren Schicksal mich wütend macht, war ich als Journalist nie in existenzieller Gefahr.

Ich traute mich über den gelegentlichen Nervenkitzel nicht hinaus. So habe ich während des dortigen Freiheitskampfes die damaligen Sowjetrepubliken im Baltikum, Estland, Lettland und Litauen, bereist, ausgestattet mit einem Dozentenvisum der Universität im estnischen Tallin. Von dort fuhr ich mit einem alten Auto mit estnischem Nummernschild in grauen, etwas heruntergekommenen, möglichst „unwestlichen“ Klamotten und einem estnischen Freund auf dem Beifahrersitz in den sowjetischen Oblast Kaliningrad, das einstige Königsberg. Dieser Teil der UdSSR war damals, Anfang 1990, für westliche Besucher noch hermetisch abgesperrt. Gerade deshalb wollte ich in diese verbotene Region vordringen. Und die Tarnung funktionierte, wir wurden aus der damaligen Sowjetrepublik Litauen kommend an der Grenze durchgewinkt.

Was wäre passiert, hätte man mich geschnappt? Nach Sibirien wäre ich, ein junger Journalist aus dem Westen, in der UdSSR des Michail Gorbatschow nicht verfrachtet worden. Vielleicht hätte man meine Kamera und meinen Laptop beschlagnahmt. Vielleicht mich für einige Stunden oder wenige Tage in eine Zelle gesteckt. Kein zu hoher Preis für eine spannende Geschichte, dachte ich damals.

„Verlassen Sie dieses Land, solange Sie es noch können“

Mitte der 80er Jahre kämpfte in dem von Südafrika besetzten Namibia die SWAPO für die Unabhängigkeit ihres Staates. Ein grundsätzlich legitimes Ziel. Aber die SWAPO-Führung verfolgte zu dieser Zeit erbarmungslos interne Kritiker, sperrte sie in Lager, vergewaltigte die Frauen. Menschen wurden getötet, die gar keine echten Dissidenten waren, sondern innerhalb des die SWAPO dominierenden Volkes der Owambo einfach dem falschen Stamm angehörten.

Viele dieser von ihrer eigenen Partei verfolgten Menschen waren ins benachbarte Sambia geflüchtet. Dort lebten sie versteckt, weil die sambische Regierung mit der SWAPO gemeinsame Sache machte. Darüber schrieb ich meinen ersten Artikel für die Tageszeitung Die Welt, bei der ich viele Jahre später fest anheuern sollte.

In Windhuk, der Hauptstadt Namibias, gaben mir ehemalige SWAPO-Mitglieder, die in ihrer Partei in Ungnade gefallen waren, die Namen von Verwandten und Freunden, die sich in Lusaka, der Kapitale Sambias, versteckt hatten. Um sie zu finden und zu befragen, reiste ich im Auftrag der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) nach Sambia. Gleich zu Beginn meiner mehrtägigen Recherchen, so hatten mir erfahrene Kollegen geraten, sollte ich mich beim deutschen Botschafter melden. Nur zur Sicherheit. Falls du geschnappt wirst. Immerhin musste ich mich nicht nur vor SWAPO-Spitzeln aus Namibia vorsehen, sondern auch vor sambischen Polizisten.

Der Botschafter war auf Reisen, als ich im März 1985 unangemeldet anklopfte. Sein Stellvertreter, der Gesandte, ließ mich vor. Ich saß ihm am Schreibtisch gegenüber und erzählte, welches Thema ich recherchierte. Er blickte mich während meiner Ausführungen nicht an, sondern starrte unverwandt schräg über mich hinweg auf einen imaginären Fleck an der weißen Wand. Als ich geendet hatte, recht verunsichert ob seiner vermeintlichen Teilnahmslosigkeit, schwieg der Diplomat weitere Sekunden. Dann sagte er diese Sätze, die aus einem billigen Film stammen könnten: „Ich weiß nicht, ob das, was Sie mir erzählen, stimmt. Aber wenn es stimmt, rate ich Ihnen: Verlassen Sie dieses Land, solange Sie es noch können!“

Ich blieb mehrere Tage in Sambia und fand die gesuchten Namibier, die mich wiederum mit Leidensgenossen zusammenbrachten. Aber als ich im Flugzeug saß für den Rückflug, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich hatte, damals 23 Jahre alt, eine Ahnung davon bekommen, dass Journalismus nicht immer risikolos ist.

Geheimaktion Kuba

Unter der Legende eines Touristen besuchte ich 2007 Kuba. Für Die Welt wollte ich eine Reportage schreiben. Nebenbei wollte ich Regimekritiker treffen, mit deren Namen und Adressen mich die IGFM ausgestattet hatte. Ich wollte sie interviewen und in

Foto: stlmugshots.com, Screenshot pro

Ansgar Graw arbeitet als Korrespondent für die Welt-Gruppe in Washington D.C. In Ferguson, Missouri, wurde er jüngst kurzzeitig inhaftiert. Bei der Gelegenheit entstand dieser Mugshot (Polizeifoto)

einigen Fällen mit Geld- oder Sachspenden der Menschenrechtsorganisation ausstatten, vom Handy bis zum Laptop.

Unter den Dissidenten, die ich in den zwei Wochen auf der Karibikinsel besuchte, waren Prominente wie die Bloggerin Yoani Sánchez oder die „Damas de Blanco", Frauen, die für die Freilassung politischer Gefangener jeden Sonntag in strahlend weißer Kleidung zur Kirche gehen. Ich traf aber auch unbekannte Funktionäre illegaler Gewerkschaften, Parteiengründer und Betreiber von Bibliotheken in der Provinz mit Schriften über Demokratie und Menschenrechte. Ob mich der kubanische Geheimdienst überwachte, kann ich nicht sagen, aber einiges spricht dafür. Immerhin trieb ich mich in jenen Teilen des Landes und der Hauptstadt Havanna herum, in die sich kaum ein Tourist verirrt. Daher bemühte ich mich nach Kräften, auf meinen Wegen zu den diversen Adressen potenzielle Verfolger abzuschütteln: In ein Restaurant durch den Haupteingang hinein und sofort wieder durch den Hinterausgang hinaus. Im nächsten Hotel dasselbe Spiel. In ein Taxi steigen und wenige Ecken weiter in ein anderes wechseln.

Es ist übrigens nichts passiert, ich konnte meine Besuche ungehindert absolvieren. Bei meinen Vorsichtsmaßnahmen ging es mir um den Schutz meiner Kontakte. Um mich selbst hatte ich wenig Sorge. Was hätte mir passieren können? Vielleicht die Beschlagnahme meines Computers und meiner (für Fremde nicht zu entziffernden) Unterlagen. Möglicherweise der Transport zum Flughafen und die sofortige Ausweisung. Aber Gefängnis? Darüber wäre in deutschen Medien berichtet worden, und das hätte dem Tourismus, Kubas wichtigster Devisenquelle, nicht gut getan. Das Risiko, das ich einging, war sehr begrenzt.

Georgien: Gewehrschüsse am Abend

Frühjahr 1991. Die UdSSR starb. Im April hatte sich Georgien für unabhängig erklärt. Im Mai stellte sich der langjährige Dissident Swiad Gamsachurdia den ersten demokratischen Präsidentschaftswahlen. In jenen Tagen bereiste ich das Kaukasus-Land, das von Sezessionskriegen geplagt wurde. Die Abchasen und die Osseten, die sich schon zu sowjetischen Zeiten von Georgien abzusetzen versucht hatten, drängten auf Eigenstaatlichkeit. Am Wahltag besuchte ich Abchasien. „Gamsachurdias Soldaten greifen uns an, ständig", sagten die gastfreundlichen Menschen, als wir an einer langen Tafel Teigtaschen, Schaschlik und Auberginen zu schweren Weinen und georgischem Cognac genossen. Und während wir da in unübersichtlich großer Runde saßen und sprachen, knallten plötzlich Gewehrschüsse trocken durch den Abend. Nicht ganz in der Nähe, aber auch nicht weit entfernt. „Das sind die Georgier", sagten die Abchasen. Aber weil sie sich nicht von ihren Tellern und Gläsern vertreiben ließen, blieb auch ich sitzen. Es kam keine Panik auf, und nach wenigen Salven stoppten die Schüsse.

War ich vorübergehend in Gefahr gewesen? Bis heute werde ich das Gefühl nicht los, dass es junge Abchasen aus der Tischgesellschaft waren, die sich mit ihren Flinten in die nahen Wälder geschlichen hatten. Der Journalist sollte mit dem sehr lebendigen Eindruck nach Hause fahren, dass georgische Truppen die Abchasen ständig attackieren.

Neuer Golfkrieg?

Als ich im Februar 2002 den Irak besuchte, dröhnten bereits dumpf die Kriegstrommeln. Jedem Beobachter war klar, dass die USA eine Invasion vorbereiten, aber ebenso offenkundig war, dass sich die Mobilisierung der Truppen einige Zeit hinziehen würde (noch 13 Monate, wie wir heute wissen).

Über dem von Saddam Hussein diktatorisch regierten Land lastete die Disziplin eines Zuchthauses. Während des siebentägigen Aufenthaltes fühlte ich mich nie bedroht. Ungefährlich schien selbst ein abendlicher Spaziergang abseits des Hotels Al-Rashid, in dessen Eingangsbereich zu diesem Zeitpunkt noch ein Porträtmosaik von Bush Senior in den Boden eingelassen war, damit ihn jeder Gast mit Füßen treten musste. So war der riskanteste Teil der Irak-Reise wohl die Taxi-Fahrt, gemeinsam mit Kollegen aus dem 800 Kilometer entfernten jordanischen Amman durch weitgehend unbewohntes Wüstengebiet. Anfliegen konnte man Bagdad wegen der internationalen Sanktionen schon lange nicht mehr.

Wenn ich an dieser Stelle dennoch über die Irak-Reise berichte, tue ich dies wegen einer zufälligen Begegnung mit dem großen Peter Scholl-Latour. Wir trafen den Bestsellerautor und intimen Nahost-Kenner auf unserem Rückweg in jenem Hotel in Amman, wo wir auf der Hinfahrt unsere im Irak verbotenen Handys zurückgelassen hatten. „Erzählen Sie mir vom Irak", sagte Scholl-Latour, den ich zuvor schon einige Male getroffen hatte. „Ich habe ja die gesamte Region viel bereist, aber ausgerechnet im Irak war ich noch nie."

So saßen wir zusammen bei einem späten Abendessen und Bier und erzählten. Wir vom Irak und er vom großen Rahmen. Wie immer musste man nicht jeder seiner Einschätzungen zu-

stimmen. Aber alle seine Analysen waren klug und mit vielen Fakten unterlegt. Nach Mitternacht wünschten wir ihm eine gute Nacht und für den nächsten Tag eine sichere Weiterfahrt nach Bagdad. Wir flogen frühmorgens zurück nach Deutschland.

Landung in Frankfurt zu einem Zeitpunkt, als der berühmte Kollege noch irgendwo in der Wüste mit dem Taxi unterwegs sein musste. Wir waren von deutschen und europäischen Nachrichten gänzlich abgeschottet gewesen und freuten uns auf druckfrische Zeitungen. Ganz oben im Kiosk-Ständer prangte die Bild-Zeitung – und mit ihr die Schlagzeile: „Kommt jetzt ein neuer Golfkrieg? Peter Scholl-Latour ist zur Zeit in Bagdad. Er analysiert für uns die Kriegsgefahr …“

Ich weiß nicht, ob der unlängst verstorbene Scholl-Latour für die Zeile verantwortlich war oder die Redaktion. In jedem Fall kochen auch die größten der Branche mitunter nur mit Wasser.

In Handschellen

Zurück nach Ferguson: In einer völlig entspannten Situation mochte ich mich von den Polizisten nicht vertreiben lassen. Sie wollten offenkundig ihre Macht demonstrieren – und ich wollte den Grad der Freiheit der Presse in dieser Missouri-Stadt austesten. „Ich werde gehen, in kleinen Kreisen, während ich fotografiere“, sagte ich. Visierte die niedergebrannte Tankstelle durch den Sucher an und ging in kleinen Kreisen, seitwärts, rückwärts, vorwärts, klick, seitwärts, klick, klick, rückwärts, vorwärts. Das mag bei Kreisen mit einem Durchmesser von vielleicht zwei Metern etwas albern ausgesehen haben, erfüllte aber die Bedingungen des Ordnungshüters.

Doch dem passte meine Volte nicht. „Festnehmen“, befahl er einem jungen Kollegen. Der ließ erst meinem Kollegen, dann mir die Arme mit Kabelbindern auf den Rücken fesseln. „Wie heißen Sie?“, fragte ich seinen Vorgesetzten. „Mein Name ist Donald Duck.“ – „Ja, Sie kamen mir gleich bekannt vor.“ Darauf wurden die Fesseln noch etwas fester gezogen.

Mit einem herankommandierten Gefangenentransporter, einem sogenannten Bearcat, wurden wir zur provisorischen Einsatzzentrale gefahren, unmittelbar neben jener Stelle, an die uns die Polizisten hatten beordern wollen. Taschenkontrolle, Wegnahme von Handy, Geldbörse und anderen Halbseligkeiten. Aufnahme der persönlichen Daten für ein Arrestprotokoll. Immerhin wurden die schmerzenden Kabelbinder durchgeschnitten. Stattdessen wurden uns die Hände mit normalen, metallenen Handschellen vor dem Bauch gefesselt. Mit einem anderen Bearcat ging es ins Gefängnis, und unterwegs wurden wir bewusst getrennt. Der Kollege Herrmann musste in den hinteren Teil einsteigen, der für rund acht Gefangene Platz bot, und ich in eine Käfigbox direkt hinter den Fahrern, in die maximal drei Personen gepasst hätten. Es stank nach Urin, darum war ich froh, als wir im Gefängnis von St. Louis im Stadtteil Clayton ankamen.

Immer noch gefesselt, wurden wir von einer Ärztin kurz untersucht: „Haben Sie zu hohen Blutdruck? Selbstmordgedanken? Allergien gegen bestimmte Speisen?“

Nochmals wurden die Taschen gefilzt, und etwas später gar ein drittes Mal. Die Armbanduhr wurde mir nun auch abgenommen, zudem Schnürsenkel und Gürtel. Und der Ehering. Frank Herrmann bekam seinen nicht vom Finger gestreift. Behauptete er zumindest. Dann müsse er sich mit einer Zelle ohne Fernseher begnügen, drohte der Beamte.

Schließlich die Mugshots, die landläufig als Fotos für die Verbrecherdatei bezeichnet werden. Und danach ging es aber doch nicht in eine Zelle, weder mit noch ohne Fernseher. Stattdessen erhielten wir unsere persönlichen Gegenstände zurück und durften das Gefängnis verlassen. Drei Stunden waren seit der Festnahme vergangen. Ob wir noch einen Gerichtstermin zu erwarten haben, versucht derzeit ein Rechtsanwalt herauszufinden. „Refusal to disperse“, steht als Haftgrund auf dem Mugshot: „Weigerung, sich aufzulösen.“ Von wegen „keep moving“.

In Ferguson verletzten Polizisten, die ihre Befugnisse in erkennbarer Machttrunkenheit überschritten, nicht nur in unserem Fall die Pressefreiheit. Mindestens 18 Journalisten wurden verhaftet, einige von ihnen, wie Lukas Hermesmeier von der Bild-Zeitung, zudem ohne jede Veranlassung mit Gummigeschossen beschossen.

Ferguson hat gezeigt, dass es auch in funktionierenden Demokratien zu Einschränkungen der Pressefreiheit kommen kann. Wir wurden während des Arrests nicht brutal behandelt, nicht einmal übermäßig schroff. Wir kamen nicht zu Schaden und mussten zu keinem Moment bangen um unsere körperliche Unversehrtheit. Gleichwohl: Ein Rechtsstaat darf es nicht zulassen, dass Polizisten die Arbeit von Journalisten massiv einschränken. Ein Erlebnis dieser Art hätte ich auf manchen meiner früheren Reisen erwartet. Aber es widerfuhr mit ausgerechnet in einer kleinen Stadt in Missouri im Herzen der Vereinigten Staaten von Amerika.

Anzeige

Wir stehen nicht still.

Was Männer bewegt. Was Männer bewegen.

Bruchstückhaft, überraschend, vielfältig, im Werden, produktiv – so ist das Männerleben. Für dieses „Sein“ gibt es MOVO, **ein christliches Magazin** voller Tatkraft, Humor und Wissen für Typen **mit echten Überzeugungen.**

Da kommt was … www.MOVO.net Tel. 02302 93093-910
Jetzt kostenloses Testabo und Verteilhefte bestellen!

SCM Bundes-Verlag

Symbolfoto für Kriegsberichterstattung: Wegen eines solchen Fotos geriet der WDR jüngst in die Kritik

Foto: picture alliance

Die Schein-Wahrheit der Bilder

Immer mehr Deutsche misstrauen den Massenmedien. Online-Diskussionen zum Fernsehprogramm decken Fehler auf und sind ein wertvolles Korrektiv für Journalisten. Leider driftet Medienkritik zu oft in Verschwörungstheorien ab. | VON MORITZ BRECKNER

Mitte September machte eine Fotomontage im Internet die Runde, auf der dreimal das gleiche Foto einer Rakete abgebildet war – jedes Mal mit unterschiedlichen Logos und vermeintlichen Bildunterschriften bekannter Fernsehsender versehen. „Bilder können täuschen: Dasselbe Foto wird im ukrainischen, russischen und israelischen Konflikt verwendet“, hieß es dazu (ungeachtet übrigens der Tatsache, dass der russische und der ukrainische Konflikt der gleiche sind, gemeint ist wohl der Unterschied zwischen russischen und ukrainischen Medien). Hunderte deutsche Internetnutzer teilten das Bild auf Twitter und bei Facebook, auch die Wochenzeitung Die Zeit. Nach wenigen Stunden stellte sich aber heraus: Das Bild war eine Fälschung. Ein Internetnutzer hatte die Logos und Einblendungen der Fernsehsender in die Bilder montiert, wohl um darauf aufmerksam zu machen, dass man dem, was in den Medien zu sehen ist, nicht immer trauen kann – oder um zu zeigen, wie schnell sich Fälschungen online verbreiten können.

Das Bild hat seine Wirkung im Internet nicht verfehlt. Hunderte Kommentare von denen, die die Fälschung für bare Münze nahmen, offenbarten ein tiefes Misstrauen der Deutschen gegenüber den Massenmedien. „Das 1. Opfer des Krieges ist die Wahrheit – war das je anders?“, kommentiert ein Leser das Foto. Ein anderer meint: „Da kommen mal wieder die Lügen unserer Medien zum Vorschein!“

Gerade in Kriegs- und Konfliktsituationen ist es für Medienmacher schwerer geworden, Propaganda aus der Berichterstattung herauszufiltern. Während des Gaza-Konflikts im Juli verbreiteten sich im Internet tausendfach Bilder, die das angebliche Leid der Palästinenser im Gazastreifen zeigen sollten – in Wirklichkeit wurden nicht wenige der Fotos aber im Irak oder in Syrien aufgenommen und dazu instrumentalisiert, Israel in ein schlechtes Licht zu rücken. Gerade Medien, die ausdrücklich soziale Netzwerke und „Leser-Reporter“ in die Berichterstattung einbeziehen, benötigen Zeit und Personal, um Bilder zu überprüfen. „Bildmaterial, das Menschen via Handy auf Twitter, Facebook oder YouTube ins Netz stellen, ist sowieso nie verifizierbar“, schrieb der Leiter des ARD-Studios in Tel Aviv, Richard C. Schneider, in einem Beitrag für die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Auch auf Agenturmaterial aus Gaza sei häufig kein Verlass, da dieses von der Hamas zensiert werde. Nur an vom eigenen Team gedrehten Material bestehe kein Zweifel, erklärte Schneider.

Kritik ja, Anschuldigungen nein!

EIN KOMMENTAR VON MORITZ BRECKNER

Aufschreie in den sozialen Online-Netzwerken nach einer irreführenden Bildunterschrift: Der WDR habe bei seiner Kriegs-Berichterstattung betrogen, gelogen, gefälscht. So wollten uns die bösen Medien reinlegen, tönte es. Die Aufregung ist übertrieben.

Klar: Der WDR hätte bei der Verwendung eines Archivbildes von russischen Panzern im Zusammenhang mit der aktuellen Ukraine-Berichterstattung sorgfältiger arbeiten müssen. Die Propaganda-Anschuldigungen in Richtung „westliche Medien“ sind deswegen aber nicht gerechtfertigt. Natürlich machen die wenigsten Journalisten hierzulande einen Hehl daraus, wie wenig sie von Wladimir Putin halten. „Kriegstreiberei“ für die NATO betreiben sie deswegen aber noch lange nicht. Medienkritiker, die durch fehlerhafte Symbolfotos ihre Abneigung gegen den etablierten Journalismus bestätigt sehen, versuchen in der Regel nicht, sich in einen Journalisten hineinzuversetzen. Denn so unglücklich die Bildwahl des WDR auch war, so verständlich ist sie, wenn man die Arbeitsweise einer Nachrichtenredaktion kennt. Da ist eine Meldung, die möglichst schnell veröffentlicht werden soll, und zwar mit einem möglichst aussagekräftigen, aktuellen und gleichzeitig gutaussehenden Bild. Das ist schlicht nicht immer möglich, schon gar nicht in der Kürze der Zeit. Daher wird auf Archivmaterial zurückgegriffen. Es ist gut, dass Menschen online Medien auswerten, kritisch begleiten und Fehler aufdecken. Aber bitte ohne gleich eine Verschwörung zu wittern!

Vorwurf der Propaganda trotz Propagandafilter

Nicht nur durch die irrtümliche Verbreitung von Propagandabildern einer Kriegspartei geraten Journalisten in die Kritik – auch die fahrlässige Verwendung eines sogenannten Symbolfotos ruft heute (zu Recht?) lautstarke Kritik hervor. Ein Symbolfoto wird in den Medien verwendet, wenn einem Redakteur kein aktuelles Bild von einem Ereignis zur Verfügung steht. Also beispielsweise, wenn eine Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel mit einem mehrere Monate alten Archivbild illustriert wird.

Anfang September geriet der WDR wegen so eines Falles in die Kritik. Er hatte auf seiner Internetseite ein Foto einer russischen Panzerkolonne unter der Schlagzeile „Russland beginnt Manöver“ gezeigt. In der Bildunterschrift hieß es: „Russische Kampfpanzer fahren am 19.08.2014 noch unter Beobachtung von Medienvertretern in der Ukraine“. Aufmerksame Zuschauer stellten schnell fest, dass das Foto bereits 2008 aufgenommen wurde, und zwar in Georgien. Die irreführend getextete Bildunterschrift war Wasser auf die Mühlen all der Internetaktivisten, die Verständnis für das russische Vorgehen in der Ukraine haben und den „westlichen“ Medien „Kriegstreiberei“ gegen Wladimir Putin vorwerfen. Der WDR räumte den Fehler ein und entschuldigte sich, doch damit war die Sache noch nicht erledigt. Der Sender ersetzte das Foto durch ein Foto, das in der Tat einen russischen Panzer in der Ukraine im Jahr 2014 zeigte, allerdings nicht in der Ostukraine, sondern auf der Krim. Der Sender fälsche Bilder und sei „beratungsresistent“, tönte eine Putin-freundliche Internetplattform. Die gesamte Ukraine-Berichterstattung der ARD kritisierte auch der ARD-Programmbeirat als „anti-russisch“, der Onlinedienst Telepolis warf WDR-Intendant Tom Buhrow und Fernsehdirektor Jörg Schönenborn vor, die Mitarbeiter zum Vertreten der „westlichen Positionen“ aufgerufen zu haben. Der WDR antwortete, Schönenborn habe in einem Gespräch mit dem ARD-Programmbeirat betont, das WDR-Gesetz verpflichte dazu, Werte wie die europäische Einigung, Völkerverständigung, demokratische Grundsätze und Rechtsstaatlichkeit in der Berichterstattung zu beachten. Intendant und Fernsehdirektor hätten aber nicht dazu aufgefordert, westliche Positionen zu verteidigen.

Die misstrauischen Kommentatoren im Internet werden dem wohl keinen Glauben schenken. ■

In der ARD-Reportage „Mission unter falscher Flagge“ kamen vor allem charismatische Christen nicht gut weg – zu Recht?

Einmal auspacken, bitte

Die Reportage „Mission unter falscher Flagge“ hat für große Empörung unter Christen gesorgt. Neben dem berechtigten Ärger über die skandalisierende Berichterstattung sollten Gläubige aber auch fragen, ob es Grund zur Selbstkritik gibt. | VON NICOLAI FRANZ

Pakete sehen manchmal ganz schön ramponiert aus, wenn sie beim Empfänger ankommen. Angestoßene Ecken, Schleifspuren, Dreck. Das ist aber nicht wichtig. Wichtig ist der Inhalt des Paketes. Wer an der Ware interessiert ist, dem ist egal, ob der Karton schön oder hässlich ist.

Ähnlich ist es, wenn Kritik geäußert wird. Zugegeben, da ist es schwieriger, den Karton vom Inhalt zu unterscheiden. Daher haben wütende Anschuldigungen auch weniger Aussicht auf Erfolg als ein respektvolles Gespräch. Doch auch hier gilt: Wer eigene Fehler einsehen und sich bessern will, sollte sich nicht in erster Linie darüber beschweren, dass der empörte Mitmensch eine Nummer zu laut war.

Die Kritik, die NDR-Journalisten vor einigen Wochen an Evangelikalen übten, war laut. In der Reportage „Mission unter falscher Flagge – Radikale Christen in Deutschland“ nahmen die Autorinnen alles aufs Korn, was aus ihrer Sicht unter dem Dach der Deutschen Evangelischen Allianz (DEA) falsch läuft. Die Redaktion gab dieses Vorhaben in einer Stellungnahme durchaus zu. Im Fokus der Kritik standen die Gemeinde „Gospelforum“ in Stuttgart, die „Freie Christliche Jugendgemeinschaft“ in Lüdenscheid, die TOS-Gemeinde Tübingen, der Verein „Zukunft für dich“ und die gegen Menschenhandel arbeitende Organisation „Mission Freedom“. Die Journalisten warfen den Verantwortlichen vor, Menschen im Namen Gottes zu manipulieren, geistlich zu missbrauchen und Jesus als „Allheilmittel“ zu präsentieren. Der Film zeigte auch schriftliche Statements von „Aussteigern“, die Personen selbst blieben allesamt anonym. In Erklärungen wiesen die beschuldigten Werke im Nachhinein alle Kritik zurück.

Bei einem Teil des Publikums stieß der Film auf empörte Reaktionen. Bei der ARD gingen nach eigenen Angaben etwa 7.000 Briefe von Zuschauern ein. Einige bestätigten nach Angaben der Journalisten den Bericht und beschrieben eigene Erlebnisse. Die Mehrzahl jedoch äußerte sich kritisch. Vor allem hatten viele Zuschauer den Eindruck, „Mission unter falscher

Foto: Martin Hangen

Flagge“ stelle alle evangelikalen Christen unter einen Generalverdacht. Der Allianzvorsitzende Michael Diener und andere führende Evangelikale teilten diese Sicht.

Missachtung der Sorgfaltspflicht

Als Verpackung für ihre Kritik bedienten sich die Journalisten erprobter Methoden: Eine dunkle Halle, Menschen mit erhobenen Händen, eine Bühne, alles unterlegt mit düsterer Musik, die man eher bei Herr der Ringe als in der Kirche erwarten würde, außerdem unscharfe Aufnahmen, anonymisierte Gesichter. Vieles suggerierte: Der Laden ist gefährlich. Diese Stilmittel sind keine schöne Verpackung.

Auch inhaltlich gibt es Grund zur Kritik an der Sendung. So hatten Gaby Wentland und ihre Organisation „Mission Freedom“ längere Zeit auf Veranstaltungen mit einem Film geworben, in dem eine „Lisa“ ihre Vergangenheit als Zwangsprostituierte beschreibt. Das Landeskriminalamt Hamburg ermittelte jedoch, dass die Geschichte von Lisa nicht stimmen kann. Wentland spricht bis heute davon, dass in diesem Fall „Aussage gegen Aussage“ stehe. Trotzdem zog die Leiterin von Mission Freedom Konsequenzen und stoppte die Verbreitung der DVD. Noch im vergangenen Jahr informierte sie die NDR-Journalisten schriftlich darüber. In der Reportage fällt kein Wort darüber. Stattdessen scheint es, als verbreite Gaby Wentland weiter ihre „Lügengeschichte“, um zu Spenden aufzurufen. Daher legte der Christliche Medienverbund, unter anderem Herausgeber der pro, Programmbeschwerde wegen Missachtung der journalistischen Sorgfaltspflicht ein. Zu dieser hat sich der NDR in seinen Programmgrundsätzen verpflichtet.

Es ist nachvollziehbar, dass sich Christen durch die Machart der Sendung diffamiert fühlen. Wie bei einem schlecht verpackten Paket sollten sich Christen aber auch hier nicht nur auf den Karton konzentrieren – sondern selbstkritisch prüfen, wie es dazu kommen konnte, dass Menschen sich in den eigenen Reihen unter Druck gesetzt fühlten.

Evangelikale sollten selbstkritischer sein

Denn ohne Zweifel gibt es in christlichen Gemeinden – und nicht nur da – manipulative Auswüchse. Den wenigsten Verantwortlichen kann man dabei Absicht unterstellen, oft aber zumindest fehlende Selbsterkenntnis. Häufig ist Machtmissbrauch in christlichen Werken und Gemeinden auch ein Problem der Strukturen, in denen ein einziger Mensch schalten und walten kann, wie er will. Kontrolle von außen gibt es dort kaum. Kritik an der Leitung wird mit Kritik am Auftrag und damit an Gott gleichgesetzt.

Wer findet, dass eine solche Haltung besonders geistlich ist, irrt. Denn das biblische Menschenbild beinhaltet mehr als die unantastbare Würde des Menschen. Es bedeutet auch, dass der Mensch zum Fehlverhalten fähig ist. Dass ihm Begierden innewohnen, die er aus eigener Kraft nur schwer kontrollieren kann. Selbst der große Paulus beschwor die Christen in Galatien, sie mögen ihn verfluchen, sollte er die Lehre von Jesus umdeuten.

Deshalb brauchen auch die besten Leiter externe, unabhängige Kontrollinstanzen. In der politischen Ordnung der Bundesrepublik entspricht die Gewaltenteilung diesem Prinzip. Auch sie ist die – späte – Erkenntnis, dass Macht sich nicht auf einzelne Personen, Parteien oder Institutionen beschränken darf. Denn das ist immer der Nährboden dafür, dass Menschen die Macht für die eigenen Zwecke missbrauchen.

Lernen vom Papst

Evangelikale Christen haben allen Grund, sich über die einseitige und undifferenzierte Berichterstattung der ARD zu beklagen. Mit einem differenzierten Abbild der evangelikalen Wirklichkeit hatte der Beitrag nichts zu tun. Gut möglich, dass nun viele kirchenferne Zuschauer abgeschreckt sind. Das ist bedauerlich.

Doch darüber hinaus sollten sich Christen bemühen, den Inhalt des Paketes, auf dem „Mission unter falscher Flagge“ steht, auszupacken und die Kritik intensiv aufzuarbeiten. Dazu gehört sehr viel Demut. Und die Einsicht, dass auch Evangelikale keine unfehlbaren Christen sind. Unfehlbar ist nicht einmal Papst Franziskus. Letzterer versteht es hervorragend, was es heißt, Kritik ernst zu nehmen und sich für Fehler zu entschuldigen, selbst wenn er nicht der Verursacher war. Gleichzeitig hat kein Geistlicher weltweit eine bessere Presse, selbst in kirchenkritischen Medien. Ob das Zufall ist?

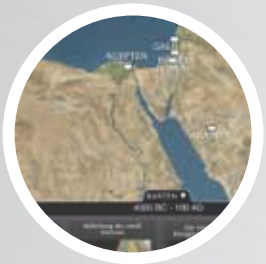
Apps für Christen

Ob Smartphone oder Tablet, viele Menschen haben mittlerweile immer einen kleinen Computer in der Tasche. Wir haben uns umgesehen und für Sie einige der spannendsten Apps für Christen gesucht. | VON JÖRN SCHUMACHER

YouVersion

Ein beliebter Klassiker unter den Bibel-Apps ist „YouVersion“, die im App-Store auch einfach nur „Bibel“ heißt. Das Programm ist kostenlos, und auch viele deutsche Bibelübersetzungen können kostenlos heruntergeladen werden. Es gibt Bibellesepläne und die Möglichkeit, sich mit anderen angemeldeten Nutzern auszutauschen, dafür ist eine (kostenlose) Registrierung notwendig. Die Bedienung ist erfreulich einfach.

kostenlos
für iOS, Android, BlackBerry, Windows
youversion.com



Glo-Bibel

Die „Glo-Bibel“ ist die umfangreichste Bibel-App und zugleich die teuerste. Ursprünglich entwickelt für einen Desktop-Computer, gab der SCM-Verlag später eine um einige Multimediainhalte abgespeckte Version für iPhone und iPad heraus. Neben dem Bibeltext kann der Nutzer Fotos, 360°-Panoramas und Landkarten erkunden. Das Angebot ist umfangreich, was es auch manchmal etwas umständlich in der Bedienung macht. Die Grundversion ist kostenlos, die Vollversion mit zusätzlichen Multimediainhalten und weiteren Bibelübersetzungen kostet 79,99 Euro. Ein Schatz für ambitionierte Hobby-Bibelforscher, der seinen Preis hat.

kostenlos
für das iPad
glo.bibel.de

Olive Tree BibleReader

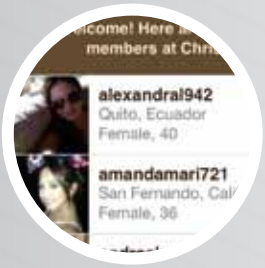
Die Bibel-App „Bible+“ von Olive Tree ist ebenfalls kostenlos und sehr gut brauchbar. Innerhalb der App kann man zusätzlich christliche Literatur, Erläuterungen und Karten kaufen. Die meiste Gratis-Literatur ist auf Englisch, doch auch die Luther-Bibel von 1912 gibt es kostenlos. Leider ist es etwas umständlich, diese im Angebot zu finden, aber da kann die Suchfunktion behilflich sein – am besten nach „German“ suchen! Ein Login verhilft dem Nutzer dazu, seine Markierungen, Lesezeichen und Lesepläne mit einem Internetserver zu synchronisieren, sodass man alle Einstellungen unabhängig von der Plattform überall gleich vorfindet.

kostenlos
für iPad, iPhone, Android
olivetree.com

Losungen

Die Losungen gibt es seit langem auch für Smartphones. Die Herrnhuter Brüdergemeine stellt wie eh und je einen Bibelvers über jeden Tag. Die App selbst ist kostenlos, ebenso wie die Losungen der vergangenen Jahre. Die Losungen für das aktuelle Jahr muss der Nutzer innerhalb der App für 4,49 Euro kaufen.

4,49 Euro
für iOS und Android
losungen.de



Christian Dating App

Wer Single ist und das nicht bleiben möchte, kann sich über die App von ChristianCafe.com einen gläubigen Partner suchen. Wer eine Person kontaktieren will, benötigt ein Login bei christiancafe.com. (Tipp: Einen ähnlichen Zweck erfüllen die Apps „Free Christian Dating“ und Christian Dating“, allerdings muss man sich dort registrieren, bevor man auch nur einen Blick in die Datenbank werfen kann.)

kostenlos
für iOS
christiancafe.com

Bible.is

„Bibel.is“ enthält den kompletten Bibeltext – auf Deutsch erhältlich in den Übersetzungen von Luther von 1545 und den Unrevidierten Elberfelder Bibeln von 1905 und 1971. Zusätzlich bietet die App Aufnahmen des gesprochenen Bibeltextes in verschiedenen Sprachen sowie Ausschnitte aus dem bekannten Spielfilm „Jesus“ von 1979. Dafür ist eine Internetverbindung erforderlich. Es gibt auch eine extra Ausgabe „Deaf Bible“ für Gehörlose, in der Bibeltexte in einem Video von einem Gebärdensprecher wiedergegeben werden. Jedoch sind nur die amerikanische und die französische Gebärdensprache erhältlich sowie einige exotische afrikanische Sprachen.

kostenlos
für iOS und Android
bible.is

Lutherbase

Wer das Leben des Reformators Martin Luthers näher kennenlernen möchte, ist mit der App „Lutherbase“ gut beraten. Im Juli 2014 ging die kostenlose App, die von der Bundesregierung im Rahmen der Lutherdekade gefördert wurde, online. Rund 150 historische Bilder und über 40 Filmclips aus verschiedenen Luther-Spielfilmen mit einer Gesamtlänge von über 100 Minuten machen die verschiedenen Stationen im Leben Luthers anschaulich. Unter den Filmausschnitten sind auch viele aus dem Werk von Eric Till mit Joseph Fiennes als Martin Luther.

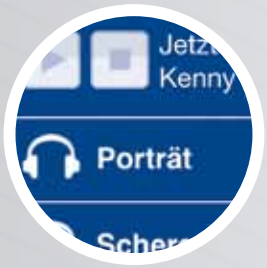
kostenlos
für iOS und Android
lutherbase.de

Holy Emojis

Ein kleiner Gag für Christen mit Smartphone: Wer heutzutage Kurznachrichten verschickt, versieht sie gerne mit kleinen Bildchen, früher Emoticons genannt. Inzwischen gibt es eine endlose Zahl an Icons, die so gut wie jede Lebenslage grafisch wiedergeben und eine Kurznachricht auf Twitter, Facebook oder WhatsApp mit dem gewissen Etwas versehen. In der App „Holy Emojis“ kann der Nutzer fromme Bildchen finden, sie direkt in einem der Sozialen Netzwerke posten, sie in die Zwischenablage kopieren oder zum Hintergrund auf dem Smartphone machen. Voraussetzung: Ein Login bei Facebook. Ein Dutzend Emojis sind gratis, wer mehr will, muss pro Paket 0,99 Euro zahlen.

0,99 Euro
für iPhone und iPad
godsmacapps.com

(Tipp: Für Android-Nutzer gibt es bei GooglePlay eine ähnliche App namens „Christian Emojis“, Kosten: 0,99 Euro)



ERF

Im App-Store von Apple und bei Google Play gibt es drei Apps von ERF Medien. Über „ERF Medien“ kann man das laufende Radioprogramm des christlichen Senders live hören, alte Folgen verschiedener Sendungsformate aus dem Radio- und dem TV-Angebot abrufen sowie die Programmzeitschrift Antenne lesen. Die App „ERF Radio“ streamt auf Wunsch die beiden Sender ERF Plus und ERF Pop. Schließlich hilft der „ERF Kirchenfinder“ dabei, eine Kirchengemeinde in der Nähe zu finden. Auf einer Karte sind sie mit Stecknadeln gekennzeichnet. Ein Filter erlaubt es, nur bestimmte Denominationen zu suchen.

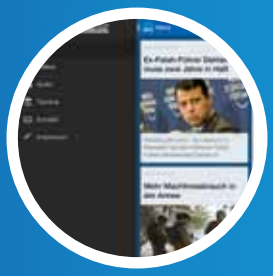
kostenlos
nur für iPhone
erf.de

pro | Israelreport

Auch das Christliche Medienmagazin pro und das Magazin Israelreport, beide in Verantwortung des Christlichen Medienverbundes KEP, bieten eine Tablet-App, sowohl für iOS als auch für Android an.

Lesen Sie das Christliche Medienmagazin pro und den Israelreport auch auf Ihrem Tablet.

kostenlos
für iPad, Android-Tablets
pro-medienmagazin.de / israelnetz.com



Israelnetz

Die Israelnetz-App hält Sie auf dem Laufenden. Mit der Push-Funktion gehören Sie zu den Ersten, die Aktuelles aus Nahost erfahren.

kostenlos
für iPad, iPhone, Android
israelnetz.com

Anzeige

Ein Zeichen für das Leben setzen? 365 Tage im Jahr?

Hängen Sie einfach den 1000plus-Kalender in Ihre Küche, Ihr Wohnzimmer, Ihr Büro, Ihre Praxis oder Ihre Gemeinde... Oder verschenken Sie ihn zu Weihnachten!

Sie können den Kalender 2015 ab sofort bestellen! Telefonisch, per E-Mail oder online über unsere Homepage www.1000plus.de.
Der Selbstkostenpreis für einen Kalender liegt bei 7 Euro. Wir freuen uns, wenn Sie sich mit einer Spende an diesen Kosten beteiligen.

Projekt 1000plus | Bergstr. 114 | 69121 Heidelberg | Tel.: 06221 606 77 00 | E-Mail: kontakt@1000plus.de
Spendenkonto: Pro Femina e.V. | IBAN: DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC: BFSWDE33MUE

Die gedruckte EKD

In Deutschland gibt es dutzende christliche Zeitschriften. Eines der reichweitenstärksten Magazine ist das monatlich erscheinende Heft Chrismon. pro hat Chefredakteur Arnd Brummer einen frechen Fragebogen geschickt.

| VON MORITZ BRECKNER

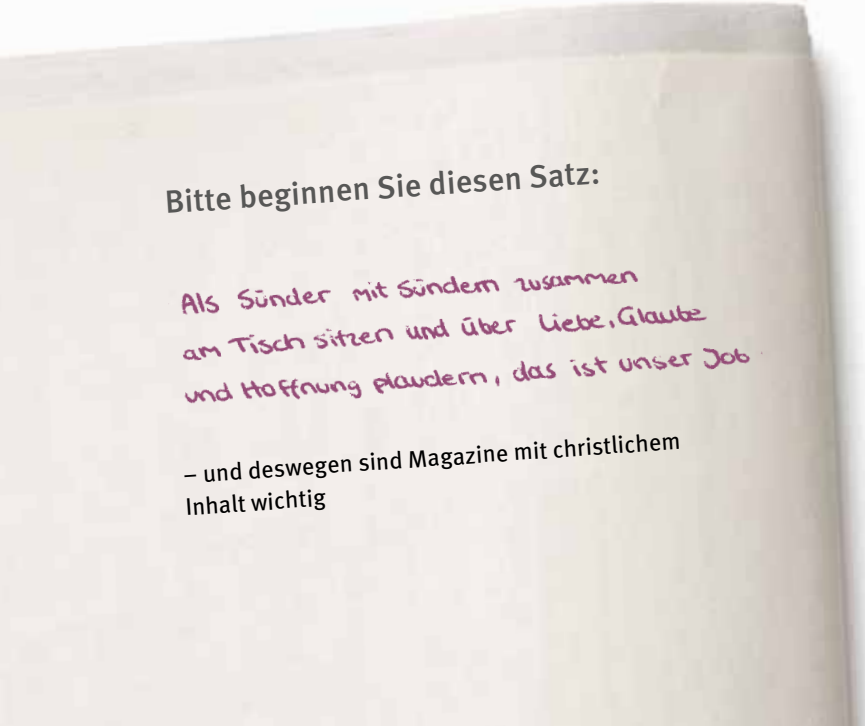
Chrismon ging im Oktober 2000 als Zeitschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) aus dem Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt hervor. Das Heft erscheint monatlich und ist großen Tages- und Wochenzeitungen beigelegt, darunter der Zeit, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Süddeutschen Zeitung. Zum Kreis der Herausgeber gehören EKD-Synodenpräses Irmgard Schwaetzer, der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider und Luther-Botschafterin Margot Käßmann. Geschäftsführender Herausgeber ist Arnd Brummer, der gemeinsam mit Ursula Ott auch die Funktion des Chefredakteurs inne hat (siehe Fragebogen rechts). Die EKD lässt sich das Magazin vier Millionen Euro pro Jahr kosten. Die Reichweite kann sich sehen lassen: 1,6 Millionen Exemplare werden jeden Monat gedruckt, mehr als eine Million Menschen lesen das kostenlose Heft dann auch. Ein Viertel von ihnen gehört anderen Kirchen als der EKD an, 16 Prozent der Leser sind aus der Kirche ausgetreten.

Was pro gefällt

- hochwertige und aufwändig recherchierte Reportagen mit guten Fotos
- prominente Interviewpartner
- hohe Reichweite

Was noch besser geht

- kaum klare biblische Positionierung
- ausschließlich historisch-kritische Bibelauslegung



Dass wir in so vielen Haushalten landen ist toll, weil …

a) wir damit eine Reichweite haben, die uns für die Anzeigenkunden attraktiv macht
b) wir so vielen Menschen Gott näherbringen können
c) das ein gutes Argument ist, warum Promis unsere Interview-Anfragen positiv beantworten sollten
d) X wir unterwegs sind im Auftrag des Herrn

In Chrismon liest man nichts, was „missionarisch“ klingt. Warum nicht?

a) Weil uns das zu plump wäre
b) Weil wir unsere Leser mit zu viel Jesus irritieren würden
c) Wer weiß schon, welcher Glaube der richtige ist?
d) X Weil wahre Missionare nie „missionarisch“ klingen, da sonst ihre Botschaft nicht bei den Leuten ankäme

Warum haben Sie eigentlich ein ganzes Heft dem Thema Klimawandel gewidmet?

a) Um die Werbeanzeige für Ökostrom besser platzieren zu können
b) Weil das Wort „Nachhaltigkeit“ in Kirchenkreisen viel zu selten fällt
c) Große Autos nerven uns, wenn wir zur Redaktion radeln
d) X Weil Wandel oder auch Wandlung in jeder Hinsicht unser Thema ist

Welcher Beitrag aus den letzten Ausgaben hatte den größten Nutzwert für die Leser?

a) Der mit den fair gehandelten Tannenbäumen aus Georgien
b) Ganz klar: Die Doppelseite über Gewissensbisse beim Thunfischkonsum
c) Die Werbeanzeigen diverser Weinanbieter
d) X Das müssen die Leserinnen und Leser entscheiden

Obwohl in Chrismon oft Themen wie Umweltschutz und soziale Gerechtigkeit im Fokus stehen, interviewen Sie auch Konservative, richtig?

a) Ja klar! Zum Beispiel Julia Klöckner, die mehr Gleichstellung für homosexuelle Lebenspartnerschaften gefordert hat
b) Ja klar! Zum Beispiel Jane Thomas, die sich als Transgender-Frau in der CSU engagiert
c) Nein. Das ginge an der Zielgruppe vorbei
d) X Wir reden als Sünder mit allen anderen Sündern

Welche Einleitung, die Sie in den vergangenen Ausgaben veröffentlicht haben, hat Ihnen in der Redaktion am besten gefallen?

a) Damenbart und Männerbusen: Heinz-Jürgen Voß erklärt, warum die Einteilung in zwei Geschlechter Schaden anrichtet
b) Sie hatte keine Ahnung vom Gärtnern. Auf einmal beackert sie ein Stück Land
c) Im Hellen sehen wir Details, im Dämmer das große Ganze. Das richtige Licht könnte die Bürowelt revolutionieren
d) X Zwei Menschen, durch eine furchtbare Tat für immer verbunden, sitzen zusammen am Tisch. Ob sie ihm vergeben wird?

Foto: Feng Yu, thinkstock

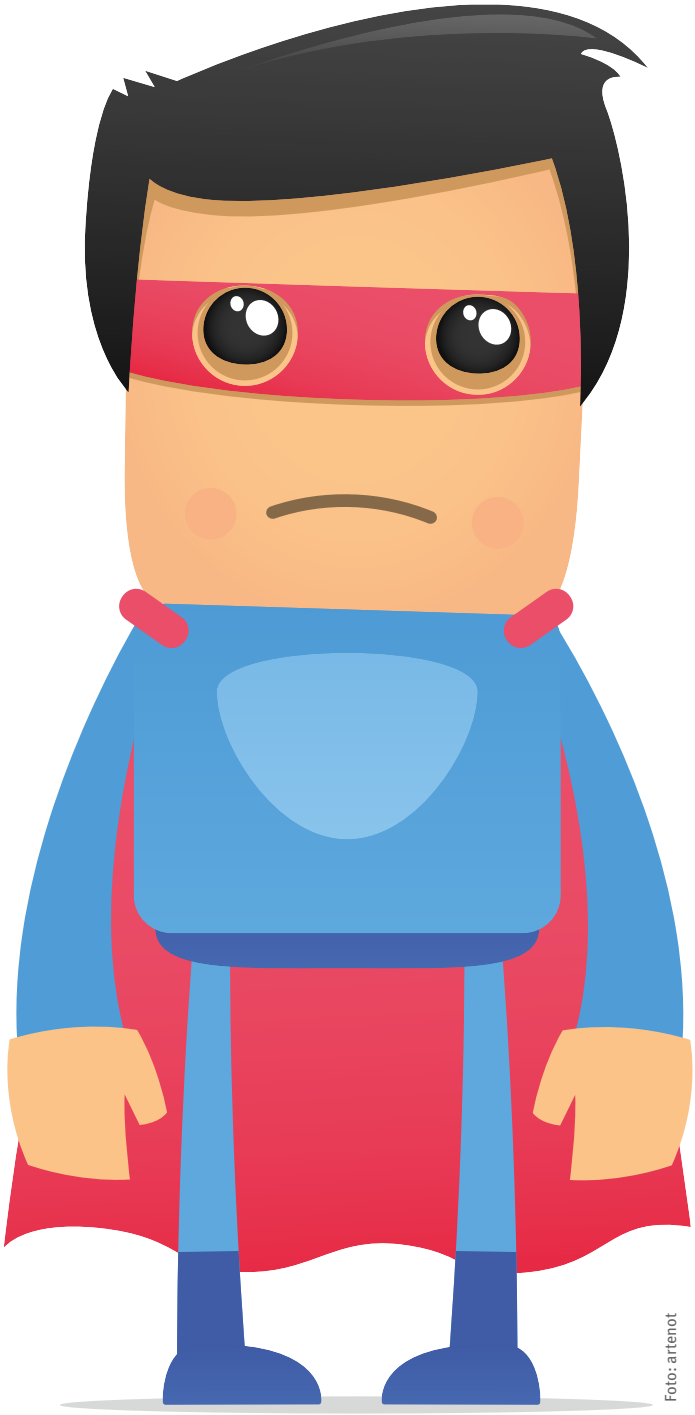


Foto: artenot

Nicht wie Superman: Jesus erwartet keine Helden. Er hat einen anderen Blickwinkel auf die Dinge

Superhelden? Fehlanzeige!

100 Prozent Leistung bringen, 24 Stunden am Tag einsatzbereit sein, keine Schwäche zeigen. Was ganz menschlich ist, rückt Jesus in ein völlig anderes Licht. | **VON KLAUS KELLE**

Es herrscht eine greifbare Spannung auf dem Ölberg, wo Jesus seine Getreuen um sich versammelt hat. Es sind die Stunden, in denen der Sohn Gottes für 30 Silberlinge, den damaligen Gegenwert eines Esels, von Judas verraten und denen übergeben wird, die Jesus bald darauf ans Kreuz bringen. Die Jünger wollen das Unvermeidliche nicht einfach hinnehmen, zumindest einige sind kampfbereit. Auch Petrus gehört zu denen, die trotzig scheinen. „Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis zu gehen, ja mit dir zu sterben“, bekennt er. Und Jesus antwortet: „Ich sage dir, Petrus, noch ehe heute der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen und behaupten, dass du mich nicht kennst.“ (Lukas 22,33-34).

Jesus weiß, dass selbst seine treuesten Gefolgsleute letztlich schwach sind. Während der Menschensohn festgenommen und zum Haus des Oberpriesters gebracht wird, setzt sich Petrus ab. Dreimal wird er in dieser Nacht von Menschen erkannt, und dreimal leugnet er, auch nur zu wissen, wer dieser Jesus sei. Und dann krähte der Hahn.

Kaum zu glauben, dass Jesus diesen Mann, der nicht bereit war, in den schwärzesten Stunden seine Treue zu Christus öffentlich zu bekennen, dennoch auserwählt hat, der Fels zu sein, auf dem die Kirche errichtet werden soll. Normaler Menschenverstand würde uns doch erwarten lassen, dass derjeni-

ge, der in die Fußstapfen des Fischers treten und das wachsende Christentum anführen soll, besonders glaubensfest, mutig und stark sein müsste. Und das ist es ja auch, was in unserer Wirtschaft und am Arbeitsplatz erwartet wird. Die Besten müssen nach vorn, Schwäche wird nicht geduldet. Und in meinem Beruf ist es Verfügbarkeit, die vorausgesetzt wird. Ein Reporter, der es nach oben schaffen will, ist 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche das ganze Jahr lang erreichbar und einsetzbar. Es könnte ja etwas passieren, über das aktuell berichtet werden muss.

Christus betrachtet Dinge anders. Er weiß, dass niemand fähig ist, immer 100 Prozent zu erbringen. Jeder kann schwach werden im Angesicht der Gefahr. Übrigens auch der Reporter, der bei der Jagd nach einer „Story“ in unerwartete Schwierigkeiten gerät. Und jeder kann Momente des Zweifelns erleben. Wir haben das ja sogar in der Neuzeit bei ganz großartigen Christen erlebt, denken Sie an die Selige Mutter Teresa von Kalkutta, die ihre Zweifel, ob Gott sie noch will, selbst aufgeschrieben hat.

Christus weiß, dass niemand fähig ist, immer 100 Prozent zu erbringen.

Oder schauen wir noch einmal zurück zum Ölberg, zu jener Nacht, die die Welt verändert hat. Jesus sucht sich einen ruhigen Platz abseits, um zu beten. Als er zurück zu den Jüngern kommt, schlafen sie. „Wie könnt ihr schlafen?“ (Lukas 22,46), fragt er und fordert sie auf, zu beten. Die Jünger sind erschöpft und müde. So wie viele Christen unserer Zeit erschöpft und müde sind. Ihr Glaube ist schwach geworden und findet im Lebensalltag nur noch selten statt, vielleicht am Heiligabend, wenn man sich vor dem Geschenketausch noch einmal der Illusion hingeben möchte, man sei damit ein guter Christ. Oder diejenigen, die resignieren angesichts kirchenfeindlicher Medien und Politiker, die SEINE Kirche marginalisieren und an den Rand der Gesellschaft drängen wollen. Wie viele haben aufgegeben und keinen Mut und keine Kraft mehr, die Lehre Gottes hinauszutragen zu denen, die zweifeln, ebenso wie zu denen, die gar nichts davon wissen? Wie viele Medienmenschen haben sich gemütlich eingerichtet, auch in ihren Vorurteilen gegenüber Kirche und Glaube. Dabei wäre es so einfach, sich selbst ein Bild zu machen, wenn man nur die mentale Müdigkeit überwinden und schauen würde, was wirklich ist.

Ich glaube, Jesus kennt sie und uns alle genau. Was Lukas dort aufgeschrieben hat, ist im Grunde ein großartiges Zeichen der Liebe und der milden Sicht des Herrn auf uns Menschen. Da sind seine Treuesten, die schlafen, während die Verräter anrücken. Und derjenige, der nach dem irdischen Tod des Herrn die Christenheit anführen soll, tut so, als habe er mit all dem gar nichts zu tun. Keine Superhelden, die sich dort bald darauf auf den Weg machten, der Welt von Jesus zu erzählen.

Mich inspiriert diese Geschichte sehr, weil sie mir Hoffnung, sogar Gewissheit gibt. Selbst wenn ich einmal mut- und kraftlos bin, selbst wenn ich mich falsch verhalte, bekomme ich immer eine neue Chance. Jesus hätte auch sagen können: „Wenn Du nichts mit mir zu tun haben willst, dann scher‘ Dich weg.“ Doch wie in vielen anderen Fällen zuvor, hat er nicht reagiert, wie das ein Mensch seiner Zeit getan hätte. Aber das war er ja auch nicht, einfach nur ein Mensch.

Klaus Kelle (*1959) ist Journalist und Medienunternehmer. Seine beruflichen Stationen führten ihn unter anderem vom Westfalen-Blatt in Bielefeld über die Hamburger Morgenpost in Bremen bis zur Bild NRW. Er ist mit der Publizistin Birgit Kelle verheiratet und hat vier Kinder.

Anzeige

Nachwuchsjournalistenpreis

Der Christliche Medienverbund KEP e.V. schreibt einen Nachwuchsjournalistenpreis 2015 aus. Prämiert werden journalistische Beiträge, die in vorbildlicher Weise

- jüdisch-christliche Werte und Kultur als Grundlage der Menschenrechte aufzeigen
- überzeugende Beispiele von gelebtem Christsein thematisieren
- Bibel, christlichen Glauben und Kirche ins öffentliche Gespräch bringen

Preisgeld: 1.500 Euro

Teilnahmebedingungen:

- Der Beitrag wurde zwischen 1. Januar und 30. Oktober 2014 in einem säkularen, deutschsprachigen Medium (Print/TV/Radio/Online) veröffentlicht
- Höchstalter des/der Bewerbers/in bei der Veröffentlichung: 28 Jahre
- Maximal zwei Beiträge pro Bewerber/in

Bitte schicken Sie uns Ihre Beiträge mit einer kurzen Erläuterung und Ihrem Lebenslauf bis zum 31. Oktober an:
Christlicher Medienverbund KEP | Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar | medienpreis@kep.de | +49 (0) 64 41 / 915 166 | kep.de/home/medienpreis

Kann mit klassischen Vorstellungen von Kirche wenig anfangen: Pastor Joshua Lupemba

Plötzlich Pastor

Joshua Lupemba, 27, gilt als der jüngste und coolste Pastor Berlins. Mit üblichen Vorstellungen von Pfarramt und Kirche hat er allerdings wenig zu tun. | VON **FRIEDERIKE LÜBKE**

Die Wende kam für Joshua Lupemba auf dem Alexanderplatz in Berlin. Eine Gruppe Christen sang Lieder für Jesus, Lupemba ging vorbei und ärgerte sich – weil sie so schlecht waren. „Das war ein hochmütiger Gedanke“, sagt er heute. Aber er führte zu etwas Gutem: Lupemba war 18 Jahre alt, versuchte gerade, eine Künstleragentur aufzubauen und ein ordentliches Leben zu führen, nachdem er schon wegen kleiner Delikte vor dem Jugendrichter gestanden hatte. Er war selbst Christ, aber in seiner Gemeinde nur ein passiver Besucher. In diesem Moment beschloss er, es besser zu machen. Er begann, sich zu engagieren, und wusste plötzlich, dass Gott ihn gebrauchen wollte.

Eine Geschichte, wie die Medien sie lieben: Er war kriminell, jetzt ist er Pastor. Und nicht nur das: Er ist cool. Der Berliner Tagesspiegel hat ihm ein großes Portrait gewidmet. RBB und Deutschlandradio haben schon über ihn berichtet. Dabei arbeitet er gar nicht hauptamtlich als Pastor und seine Gemeinde ist klein. Beides mit Absicht.

„Jesus liebt dich und ich liebe dich auch“

Sonntag, 12 Uhr, ein Haus im Prenzlauer Berg in Berlin. An der Klingel gibt es keinen Hinweis auf einen Gottesdienst. Der helle Raum im Kellergeschoss, in dem sich die Gemeinde trifft, gehört der Heilsarmee. Über einer Holztheke steht: „Jesus lebt und rettet.“ An der hinteren Wand sind auf einem Tisch Getränke und Süßigkeiten aufgebaut. Zehn junge Leute, von denen keiner älter aussieht als dreißig, sitzen auf weißen Sofas vor einer Leinwand. Zu Beginn des Gottesdienstes sollen sich alle umarmen und einander sagen. „Jesus liebt dich und ich liebe dich auch.“ Gleich ist klar: Hier wird es persönlich. Ungesehen kommen kann man nicht. Lupemba lässt über Laptop und Beamer Lobpreismusik laufen. Auf der Leinwand erscheint der Gottesdienst einer Megachurch, eine Bühne mit einer Band und ein riesiger Saal voller Menschen. Die zehn jungen Leute im Raum stehen auf und singen mit.

Für die Predigt stellt sich Lupemba einfach in die Mitte. Er trägt schwarze Turnschuhe, schwarze Jeans und ein T-Shirt mit weißen Kreuzen. „Wenn Jesus jetzt kommen würde, wer ist überzeugt, dass er mit ihm gehen würde?“, fragt er. Alle Hände gehen nach oben. Lupemba ist zufrieden. Am letzten Sonntag war das noch nicht allen klar. Er predigt über Gesetz und Gnade. In der linken Hand hält er ein Mikrofon, mit der rechten blättert er in seiner Bibel oder gestikuliert. Die Anwesenden blättern mit. „Checkt, ob ich euch das Blaue vom Himmel erzähle“, fordert er sie auf. Er spricht eine dreiviertel Stunde lang: Frei, aber strukturiert und jung. „Paulus war direkt in your face. Sagen wir es mal so: Er hat den Streit nicht unbedingt gemieden“, sagt er. Was er wichtig findet, lässt er die Zuhörer wiederholen: „Gnade ist heftig. Gnade ist eine Kraft. Sagt mir nach: Gnade ist eine Kraft.“ In charismatischen Gemeinden ist das üblich. Es soll dafür sorgen, dass die Zuhörer bei der Sache bleiben. Lupemba ist selbst so begeistert vom Thema, dass er lauter wird. „Sagt mir nach: im Herrn“. „Sagt mir nach: alle Zeit.“

Lupembas Leben ist keine gerade Linie, bei der sich ein Schritt logisch aus dem anderen ergibt. Wenn er aus seinem Leben erzählt, muss er selbst überlegen, wann er was gemacht hat: Erweiterter Hauptschulabschluss, die Künstleragentur, ein Gospelprojekt in einer Oberschule, ein Gemeindepraktikum. Er selbst hat das Gefühlt, dass alles gepasst hat. „Ich habe noch nie einen Lebenslauf geschrieben“, sagt er, „ich weiß nicht mal, wo meine Zeugnisse sind.“ Erfolg bedeutet für ihn, das zu tun, was in ihm steckt. „Das ist harte Arbeit. Deine Bestimmung zu leben, kostet dich was“, sagt er.

Joshua Lupemba gefällt es, Menschen zu ermutigen. Berlin ist seine Heimat

Fotos: Lars-Kjeld Riedel

Seine Mutter kommt aus Ghana, der Vater aus dem Kongo. Sie ließen sich scheiden, als er vier Monate alt war. Er wuchs bei seiner Mutter in Berlin auf. Nach Jesus ist sie sein größtes Vorbild. In den achtziger Jahren kochte sie jede Woche für mehrere hundert Flüchtlinge. Daraus entwickelte sich eine Gemeinde. Zuerst besaß sie nur die Schlüssel zu den Versammlungsräumen, dann wurde sie die Leiterin. „Bei charismatischen Gemeinden ist das unkompliziert“, sagt Lupemba. Sein Vater gründete währenddessen eine charismatische Gemeinde in Brüssel.

Joshua Lupemba wuchs evangelikal-pfingstlich auf, trotzdem war er als Jugendlicher in Schlägereien verwickelt. In dem sozialen Brennpunkt, in dem er lebte, gab es nur zwei Rollen: Opfer – oder Täter. „Als Jugendlicher kann man sich nicht vorstellen, dass man sich da raushalten kann“, sagt Lupemba, „es war ein Lifestyle.“ Er ging mit Jérôme Boateng zur Schule, dessen Handynummer er immer noch hat, war sportlich, aber hatte einen Sprachfehler und eine Lernschwäche.

Nach der Erkenntnis auf dem Alexanderplatz, dass Gott ihn gebrauchen wollte, hatte er beschlossen, eine Bibelschule zu besuchen. In dem Zeitraum erlitt seine Mutter einen Schlaganfall. Spontan übernahm er die Leitung ihrer Gemeinde – ganz ohne Ausbildung. „Ich hatte auf dem Herzen, dass ich das machen sollte, und die Leute fanden es auch. Obwohl ich noch so jung war“, sagt er. 19 Jahre alt war er damals.

Den Bibelschulkurs besuchte er nebenbei. Von 2006 bis 2009 leitete er die Gemeinde und dann wieder ab 2011, als seine Mutter in den Ruhestand ging. Allerdings kamen da nur noch vier Besucher und Lupemba dachte erst einmal darüber nach, wie es weitergehen sollte. Die Gruppe im Prenzlauer Berg ist das vorläufige Ergebnis.

Lupemba findet, eine Gemeinde sollte wie eine Familie funktionieren. Die Mitglieder sollten sich kennen und wissen, was im Leben der anderen passiert. Besonders in einer Stadt wie Berlin. „Viele Menschen sind einsam, sie brauchen Beziehungen“, sagt er. Das bedeute nicht, dass sich die Gemeinde in alles einmischt. „Wir achten die Privatsphäre“, sagt Lupemba. Es soll nur nicht anonym sein. Insgesamt etwa 20 Menschen gehören inzwischen zu seiner Gemeinde. Größer muss sie auch nicht werden, sonst gehe schnell jemand unter. Er findet es besser, wenn es mehrere kleine Gemeinden gibt. Lupemba will nicht evangelisieren, er möchte die Bibel erklären. Und er möchte, dass Christen Gutes tun, zum Beispiel, indem sie tageweise bei sozialen Projekten helfen. Er will junge Leute aus den Brennpunkten erreichen und sie ermutigen, selbst Verantwortung zu übernehmen und sich für die Gesellschaft zu engagieren. Die Gemeinde, die sich „Christ International Church“ nannte, soll nun „Hope Center“ heißen. Er glaubt, sein Vorteil sei es, dass er die Kultur der Stadt verstanden hat und weiß, was für junge Leute cool ist. „Mein Herz schlägt für die sozial Schwachen, für die Bildungsfernen“, sagt er.

Bezahlt wird er von seiner Gemeinde nicht. Gerade baue er sich einen Unterstützer-Kreis auf. Sein Geld verdient er mit anderen Projekten. Beim Finanzamt sei er als freiberuflich gemeldet, sagt er. Er ist Public Speaker, Berater, Mitgründer des Jugendnetzwerks BerlinUniteD, bei dem er zum Leiterteam gehört, ist Stellvertretender Vorsitzender des Vereins „Typisch Deutsch“ und Vorstandsmitglied von „Gemeinsam für Berlin“. Mit Jugendlichen spricht er darüber, was Deutschsein für sie bedeutet. Was er über Integration oder ein gelungenes Leben zu sagen hat, wird gehört. Erst im April hat er bei einer Veranstaltung für Schüler im Bundestag gesprochen. Er hat aus seinem Leben erzählt, und sie motiviert, ihre Ziele nicht aufzugeben. Was er in der Gemeinde tut, tut er auch außerhalb: Menschen ermutigen. ■

Mehr Zeit, weniger Geld

Was bis vor wenigen Jahren vor allem Universitätsprofessoren möglich war, um sich ganz ihrer Forschung zu widmen, ist mittlerweile auch in der Wirtschaft etabliert. Das sogenannte Sabbatical, eine berufliche Auszeit. Diese Pause vom Arbeitsalltag geht zurück auf biblische Zeiten, ihr Reiz und Nutzen sind hingegen aktuell. | VON NORBERT SCHÄFER

Michael, mach' mal Pause. Ruhe ein wenig, glaube nicht, dass Du die Welt noch retten musst, ich habe sie schon gerettet." Das war die Botschaft von Gott an Michael Diener, den Vorsitzenden der Evangelischen Allianz. Diener berichtete jüngst in einem Videobeitrag öffentlich von einem Schwächeanfall und davon, dass Gott ihn „anders vielleicht gar nicht mehr erreichen konnte". Der Theologe spürte, dass „das Verhältnis von Arbeit und Erholung" nicht mehr stimmte.

Nach biblischer Überlieferung ruhte der Schöpfer am siebten Tag von seinen Werken. Die Bibel kennt den Wechsel von Ertrag und Brache für das Land, Arbeit und Erholung für den Menschen. Gerade hat in Israel ein Sabbatjahr begonnen.

Viele Menschen verordnen sich in hektischer Zeit selbst Ruhephasen, oft in Anlehung an das biblische Vorbild. Sechs Jahre, so sieht die Bibel vor, sollten die Israeliten ihre Felder bewirtschaften. Im siebten Jahr sollte „das Land dem Herrn einen feierlichen Sabbat halten", die Felder und Weinberge durften dann nicht bewirtschaftet werden, heißt es im dritten Buch Mose. Diese Zeit ist das Sabbatjahr, eine Atempause für das Land und die Leute, die es bestellten. Viele Unternehmen ermöglichen es heute ihren Mitarbeitern, Rücklagen für solche Atempausen aufzubauen. Üblich ist, eine bestimmte Zeit lang auf einen Teil seines Einkommens zu verzichten, um später für einen definierten Zeitraum nicht arbeiten zu müssen, aber weiterhin seinen Lohn zu erhalten.

Genau das hat Christiane W. aus Marburg gemacht. Die 39-Jährige betreut als Pädagogin blinde und sehgeschädigte Kinder und Jugendliche in einem Internat. „Zeit", sagt sie „ist mein wichtigster Besitz." Im Jahr 2006 kam Christiane ins Grübeln. „Soll das jetzt einfach alles so weitergehen bis zur Rente?", fragte sie sich und merkte, dass sie im Grunde von ihrem Lebenskonzept überzeugt und damit glücklich war. „Aber ich wollte auf keinen Fall bis 67 durcharbeiten", erinnert sie sich. Der Gedanke machte ihr Angst und sie hatte die Befürchtung, es nicht zu schaffen. Vor einem Jahr legte sie deshalb eine Sabbatzeit ein und bereitet sich nun auf die nächste in einigen Jahren vor.

Sie möchte lieber „reich an Zeit sein" statt an Gütern. Dazu verzichtet sie auf einen Teil des Gehaltes. Im Vergleich zu Gleichaltrigen habe sie weniger materiellen Besitz. „Das ist eine prinzipielle Entscheidung. Zeit, oder Geld. Ich habe ja nicht im Lotto gewonnen und benötige jetzt Zeit, damit ich das Geld ausgeben kann." Freunde von ihr sind selbstständig, haben aber nie Zeit. „Dafür können sie sich Dinge leisten, die ich mir nicht leisten kann. Man muss es in der Relation sehen und bewerten aus der Sicht, die einem persönlich wichtig ist."

Wer eine Auszeit vom Beruf plant, kann Überstunden auf einem Arbeitszeitkonto ansparen, um diese später abzufeiern. Dieses Modell eignet sich nicht für Menschen, die eine längere Pause anstreben, denn die tägliche Arbeitszeit von höchstens zehn Stunden darf nicht überschritten und der Mindesturlaub von vier Wochen pro Jahr muss eingehalten werden. In Deutschland sieht nur das Beamtenrecht einen Anspruch auf ein Sabbatical vor. Arbeiter und Angestellte müssen mit ihrem Arbeitgeber eine freiwillige Regelung, einen Vertrag, für die Auszeit vereinbaren. Rechtsanwalt Klaus Schultze-Rhonhof erläutert, was drin stehen sollte: „Der Vertrag sollte Ansparphase und Freistellungszeit festlegen, sowie Vergütung und Arbeitszeit während der Ansparphase regeln." Zudem kann man vereinbaren, wie der Urlaub gehandhabt wird oder der Vertrag an sich geändert werden kann. „Der Gesetzgeber erlaubt, dass man als Arbeitnehmer eine solche Regelung trifft, wonach man in der Freistellungsphase ohne zu arbeiten Arbeitnehmer bleiben kann", verdeutlicht Schultze-Rhonhof. Dies gelte auch für die Sozialversicherungsträger, wenn vorher ein Vertrag über das Sabbatical vorliegt. „Der Arbeitgeber zahlt dann in der Freistellungsphase weiterhin die Sozialversicherungbeiträge und Steuern. Aus dem Vertrag muss hervorgehen, dass der Arbeitnehmer die Sozialversicherungspflicht nicht umgehen will."

Im Jahr 2006 prüft Christiane das Angebot ihres Arbeitgebers auch unter finanziellen Aspekten. Sie entscheidet sich für ein Modell, das viereinhalb Jahre Arbeit mit 90 Prozent Gehalt vorsieht. Danach nimmt sie ein halbes Jahr Auszeit, erhält währenddessen weiterhin 90 Prozent ihres Gehaltes, bleibt sozial- und rentenversichert. Über die Auszeit hat sie mit dem Arbeitgeber einen Vertrag geschlossen. Der garantiert ihr, dass sie wieder in die gleiche Einrichtung zurückkommen kann. Das gibt ihr Sicherheit. „Für mich war es ein gutes Gefühl zu wissen, ich habe mir das angespart und ich kann dann die Zeit auch genießen. Anders als bei einem Kredit, den man dann anschließend abstottern muss. Ich bin in Vorleistung getreten", sagt Christiane.

Absicherung und Struktur

Wie der Arbeitgeber mit dem angesparten Lohn verfahren muss, erklärt Schultze-Rhonhof: „Der Arbeitgeber ist gesetzlich dazu verpflichtet, den Lohn während der Ansparphase isolvenzsicher anzulegen, die Verwaltung und Führung eines Kontos durch einen Treuhänder ist möglich, auch die Absicherung durch eine Bankbürgschaft. Es muss auf jeden Fall sichergestellt sein, dass das Geld bei einer Pleite des Arbeitgebers nicht verloren geht. Die Rentenversicherungen haben hier ein Prüfungs-

recht, der Arbeitnehmer hat Anspruch auf Offenlegung."

Jochen Mai, der Gründer von karrierebibel.de, empfiehlt, die Auszeit zu planen und zu strukturieren. „Mit der Unterstützung durch einen Coach kann man sich optimal vorbereiten. Gerade wer in einem starren ‚Nine-to-Five-Job' arbeitet, läuft Gefahr, im Sabbatical zu versacken, weil die äußere Struktur wegfällt. In der Auszeit muss man sich dann selbst organisieren."

Nehmen, um geben zu können

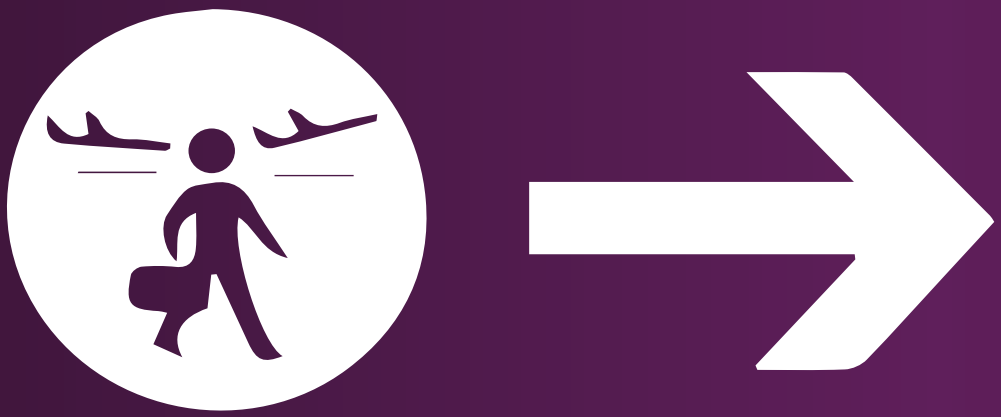
Auch Christiane hat sich vor dem Beginn des Sabbatjahres coachen lassen. „Das Sabbatical habe ich dann genutzt, um Inventur in meinem Leben zu machen, vernachlässigte Kontakte wiederzubeleben, zu verreisen. Ich habe das Leben genossen, mich viel mit Freunden verabredet. Ganz banal." Dabei waren die Erwartungen zu Beginn hoch: „‚Das wird das halbe Jahr deines Lebens. Das wird der Knüller überhaupt.' Meine Vorstellung war aber überfrachtet. Ich musste das Sabbatical dann gedanklich ins richtige Verhältnis rücken. Die vier Jahre der Ansparphase waren schön, aber das halbe Jahr Auszeit war auch schön. Mich hat das Sabbatical zufriedengestellt, ich habe noch einmal deutlich gespürt, wieviel Energie Arbeitet kostet." Der Entschluss sei weniger geistlich durchtränkt gewesen, vielmehr standen „egoistische Gründe" im Vordergrund. „Natürlich, ich habe mehr Zeit gehabt, um in der Gemeinde etwas zu machen, weil ich vor Ort geblieben bin und meine Strukturen behalten habe. Das Sabbatical war auch eine Art Vorsorge. Ich sorge eine Zeit lang für mich, damit ich dann auch wieder in der Lage bin, geben zu können. Wenn ich nichts bekomme, kann ich auch nichts geben." Der Wiedereinstieg nach der Auszeit sei spürbar gewesen: „Viele der Kollegen sind ohnehin froh, dass sie eine Teilzeitstelle haben. Ich denke, Auszeiten werden, je älter man wird, immer wichtiger. Der Job ist sehr Kraft raubend. Aber ich möchte mich nicht von Sabbatjahr zu Sabbatjahr hangeln. Die nächste Auszeit hängt auch von meiner persönlichen Situation in ein paar Jahren ab. Wie geht es den Eltern, bin ich gesund, wie stehe ich finanziell."

Ebbe und Flut des Lebens

Rainer und Ilona Wälde haben eine Sabbatzeit ganz anderer Art eingelegt. Sie sind Inhaber der TYP Akademie in Limburg und bilden Berater aus. Nach einer anstrengenden Phase will das Ehepaar eine Auszeit nehmen. In einem abgelegenen schweizerischen Bergdorf im Tessin ziehen sie sich für eine Woche zurück und überdenken ihre Lebensvision. Sie beschließen: Wir arbeiten sechs Jahre, danach machen wir ein Sabbatical. Sie entwickeln einen Siebenjahresplan, beziehen ihren Unternehmensberater und einen Coach in die Vorbereitung mit ein. Ein Jahr vor der Auszeit informieren Wäldes ihre Kunden. Sie planen, was sie tun wollen, legen auf Anraten des Coaches eine Struktur fest, um nach den enormen Anstrengungen nicht in „ein Loch zu fallen". Am 1. Dezember 2006 packen sie ihre Firma in Umzugskisten. Für die Auszeit haben sie die Mieträume der Firma gekündigt. „Ich hatte das Gefühl, ich bin ein ausgebranntes Teelicht, bei mir war kein Wachs mehr da", beschreibt Wälde seinen damaligen Zustand.

Zunächst reist er allein 115 Tage mit dem Schiff. In der Südsee ist Wälde etwa 40 Tage komplett von der Zivilisation abgeschnitten, er erlebt eine Robinsonade. „Diese Wüstenzeit auf dem Meer hat mich vollkommen entschleunigt. Ich habe erkannt, dass ich mit meinem Schöpfer und mir alleine zurechtkomme, auch wenn ich keine Leistung bringen muss, nicht funktionieren muss." Seine Frau stößt im dritten Abschnitt der Seereise zu ihm. Danach geht das Ehepaar gemeinsam in die „Northumbria Community", eine ökumenische Glaubensgemeinde in der Tradition der iro-schottischen Mönche, nahe der Nordseeküste in Schottland gelegen. „Wir wollten dort an die Erfahrungen und die ursprüngliche Lebensweise der ersten irischen Missionars-Mönche anknüpfen", erklärt Wälde. „Ich habe im Sabbatical gelernt: Das Leben braucht Gezeiten. Wie das Meer, mit Ebbe und Flut. Einen Wechsel zwischen Anspannung und Entspannung." Nach neun Monaten, am 1. September 2007, ist das Sabbatical zu Ende, die Kunden werden benachrichtigt. Trotz, oder wegen der Auszeit schließen die Unternehmer das auf drei Monate verkürzte Geschäftsjahr 2007 sehr gut ab. „Wir haben das Sabbatical im Vertrauen auf unseren Schöpfer gemacht und er hat uns, wie im Alten Testament geschrieben, genauso versorgt. Das war für uns eine ganz steile Lernkurve. Eine sehr, sehr ermutigende Erfahrung", sagt Wälde.

Foto: Rob Birkbeck, lightstock



Der Drei-Minuten-Seelsorger

Die Arbeitskleidung von Justus Münster ist lila und leuchtet. Über Jeans und Pulli trägt er eine Warnweste mit Leuchtstreifen. Das ist nicht ungewöhnlich für Mitarbeiter am Flughafen, nur dass seine Weste eben lila ist. Eine Farbe, die sonst niemand trägt und mit der er auffällt zwischen den Passagieren und dem Personal in der Schalterhalle. Das ist Absicht, denn die Weste ist ein Angebot: Sprich mich an. Gemeinsam mit seinem katholischen Kollegen Wolfgang Felber betreut Justus Münster als Seelsorger Angestellte und Fluggäste an den Berliner Flughäfen Tegel und Schönefeld. Im Flughafen-Gebäude in Schönefeld ziehen Passagiere ihre Rollkoffer über den glatten Boden. Aus der Bäckerei riecht es nach Kaffee. Eine Gruppe Jugendlicher hat sich auf ihren Rucksäcken niedergelassen. Das Büro der Flughafenseelsorge liegt am Ende der Schalterhalle; eine Glaskabine mit großem Schreibtisch und drei Stühlen um ein kleines Tischchen. Die Durchsagen aus der Halle schallen durch die dünnen Wände. Im Schrank steht ein Kreuz. Zwischen zwei Aktenschränken lehnt Grünewalds Bild von der Auferstehung Jesu. Von hier aus ziehen die Seelsorger los.

Schönefeld ist ein kleiner Flughafen mit nur drei Terminals. Fast sieben Millionen Reisende sind im vergangenen Jahr hier angekommen oder abgeflogen. Kein Vergleich zu Flughäfen wie Frankfurt, über den im selben Jahr 58 Millionen Menschen reisten. Trotzdem – viele Menschen für zwei Seelsorger und ein Team von 15 Ehrenamtlichen. Reisegesellschaften rufen Münster und seinen Kollegen an, wenn jemand im Ausland gestorben ist und die Angehörigen am Flughafen erwartet werden. Das Personal weist sie auf Passagiere hin, die Hilfe brauchen. Meist aber gehen sie selbst aufmerksam durch den Flughafen und sprechen andere an.

Die Gespräche sind kurz: Drei bis fünf Minuten pro Fluggast. Das Thema gibt der andere vor. Münster sucht nach dem, was er den „Auftrag des Gesprächs“ nennt. Wenn ein Geschäftsmann sagt: „Meine Familie ist in Dresden, ich bin hier“, will er dann über seine Einsamkeit reden? Oder über Probleme in der Familie? „Das ist sicher eine schwierige Situation“, sagt Münster und wartet, was als nächstes kommt. In die Tiefe zu gehen, mit Menschen, von denen er nichts weiß, ist in der kurzen Zeit, die die Reisenden für ihn übrig haben, fast nicht möglich.

Dass sich jemand bekehrt hat oder mit ihm beten wollte, hat Münster noch nie erlebt. Aber alles, was mit Gott zu tun hat, lagern die Fluggäste an ihn aus, sie nehmen ihn als den Profi wahr. Auch wenn sie nicht mit ihm beten wollen – „beten Sie mal für mich“, sagen viele Menschen. Das tut er dann auch. Immer.

Seelsorger für Einsame

Er betet und liest Bibel auch für sich, als „Selbstsorge“. Er brauche sie bei allem, was ihm in seinem Beruf begegnet, genauso wie die gemeinsame Zeit mit seiner Frau und dem acht Monate alten Sohn. Gerade erst ist er aus der Elternzeit zurückgekehrt. Münster ist gern Seelsorger. Sein Vater ist Pastor, die Mutter Kirchenmusikern. „Evangelium fand ich gut. Pastor auch“, sagt er. Also hat er auch Theologie studiert, wurde zuerst mit einer halben Stelle Pfarrer in Berlin-Pankow und mit der anderen Hälfte Leiter der Notfallseelsorge, bevor er 2008 hauptamtlich die evangelische Flughafenseelsorge übernahm. Im Gegensatz zu anderen Pastoren ist sein Job nun nicht das Predigen, sondern nur noch das Zuhören. Und die Probleme, von denen er hört, sind viel breiter gestreut als in der Gemeinde.

Foto: pro

Er arbeitet da, wo andere in den Urlaub fliegen: Flughafenseelsorger Justus Münster

Zwischen Ankunft und Abflug versucht der Flughafenseelsorger Justus Münster den Mitarbeitern und Passagieren an Berlins Flughäfen zu helfen. Aber in der Hektik ist es schwer, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. | **VON FRIEDERIKE LÜBKE**

Im Kleinen spiegle sich am Flughafen das ganze Leben, sagt Münster. Gestresste, Verzweifelte, Einsame, Entspannte – sie alle passieren den Flughafen. Er hört von Scheidung, Selbstmordgedanken oder Armut. Eine Frau kam nachmittags an den Flughafen und wartete lange. Sie wolle ihre Freundin aus Moskau abholen, sagte sie den Seelsorgern. Am nächsten Tag kam sie wieder und gab die gleiche Antwort. Wochenlang wartete sie auf eine Freundin, die es nicht gab. Persönliche Probleme sind häufiger als große Unfälle, aber natürlich hat Münster auch damit zu tun.

2012 nahm er am Flughafen Tegel die Reisenden des verunglückten Kreuzfahrtschiffs Costa Concordia in Empfang. Die Flughafenseelsorge war extra angerufen worden, um für die Menschen da zu sein. Aber schon als sie aus dem Flugzeug stiegen, war Münster klar, dass er nicht viel tun konnte. „Die wollten keine Hilfe, die wollten nur nach Hause“, sagt er. Er gab ihnen trotzdem Flyer für Anlaufstellen in Berlin, sollten sie es sich später anders überlegen. Er muss akzeptieren, dass er nicht immer gefragt ist. Es gibt Tage, da kommt er mit keinem Fluggast ins Gespräch.

Für die Flughafenseelsorge gibt es keine Vorgaben, weder von der Evangelischen noch von der Katholischen Kirche. Für die Berliner gilt, sie wollen nur da sein für die, die sie brauchen und die Kirchen an dieser Durchgangsstation vertreten. Wo Menschen sind, sollte auch die Kirche sein, das ist der Gedanke. Dabei erleben sie, dass Fluggäste, die gar nichts mit dem Glauben zu tun haben, trotzdem viel von ihnen erwarten. Als Helfer ist die Kirche sehr willkommen. Münster sieht das positiv: „Es ist toll, dass uns als Kirche die Kompetenz zugeschrieben wird, jemandem wieder auf die Beine zu helfen“, sagt er. Vielleicht könnten sie dazu beitragen, dass jemand eine positive Sicht auf Glauben und Kirche bekomme. Wer weiß, was noch daraus wachse. Sie erführen ja nicht, ob ein Reisender zuhause nicht doch einen Gottesdienst besuche.

Kapelle im unfertigen Flughafen

Münster freut sich, wenn er für Reisegruppen einen Segen sprechen darf. Zu Weihnachten ist er mit der Gitarre durch den Flughafen gezogen, hat Liedblättchen an Mitarbeiter und Fluggäste verteilt und gemeinsam mit ihnen Weihnachtslieder gesungen. Mehr Gottesdienst geht nicht in der lauten Schalterhalle. Erst im neuen Flughafen BER wird es eine Kapelle geben, in der man Andachten und Gottesdienste halten kann, vielleicht sogar Taufen und Trauungen. Die Kapelle ist bereits fertig, wann der Flughafen eröffnet wird, ist immer noch unklar.

Die riesigen Gebäude des unfertigen BER kann man von der Besucherterrasse bereits erkennen, zu der Münster jetzt noch läuft, bevor sein Arbeitstag für heute zu Ende ist. Unterwegs wirft er routiniert einen Blick auf die Bänke in der Galerie über der Halle. Hier oben ist es ruhig. Reisende, die am Flughafen übernachten, schlafen meist hier, aber jetzt, am späten Nachmittag, sind die Bänke noch leer. Auch sonst kommt ihm niemand mehr entgegen, der ihn anspricht oder der aussieht, als würde ihm ein Gespräch gut tun. Auf der Terrasse unterhält er sich aber doch noch mit einem bulligen Security-Mitarbeiter. Da er den Mitarbeitern öfter begegnet, ist es leichter, an ihrem Leben Anteil zu nehmen als an dem der Passagiere. Beide lehnen an der Brüstung, hinter ihnen wird gerade ein Flugzeug entladen. Länger als drei Minuten dauert auch dieses Gespräch nicht.

prost!

Frieder Trommer

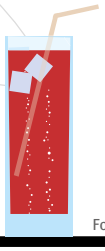


Foto: Stiftung Marburger Medien

Nach acht Jahren als Geschäftsführer der Stiftung Christliche Medien ist Frieder Trommer im September zur Stiftung Marburger Medien gewechselt. Bei einer Johannisbeerschorle erzählt er, warum das gedruckte Buch Zukunft hat und wo die Herausforderungen für die evangelikale Welt liegen. | **DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES WEIL**

pro: Herr Trommer, was möchten Sie trinken?

Trommer: Wenn ich die Wahl habe, trinke ich eine Johannisbeerschorle.

Sie kommen aus Baden-Württemberg und leben jetzt in Mittelhessen. Was ist für Sie die größere kulinarische Herausforderung: Handkäs mit Musik oder Spätzle mit Linsen?

Obwohl ich schon einmal 20 Jahre in Nordhessen gelebt habe, hat mir noch niemand Handkäs mit Musik angeboten. Spätzle mit Linsen sind natürlich ein Festschmaus für einen gebürtigen Schwaben.

Sie waren Geschäftsführer der Stiftung Christliche Medien. Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachttisch?

In der Regel liegt kein Buch auf meinem Nachttisch. Immer in Griffweite habe ich meine Bibel. Da liegt eine im Auto, eine in meiner Aktentasche und natürlich eine in meinem Arbeitszimmer. Zuletzt gelesen habe ich übrigens ein Buch von Jürgen Werth über die Seligpreisungen.

Hat das gedruckte Buch noch eine Zukunft?

Es wird weiterhin eine wichtige Rolle spielen. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass durch Smartphones und die Neuen Medien sehr viele Menschen Probleme haben, längere Texte am Stück zu lesen. Meine eigenen Kinder, die starke Nutzer von sozialen Medien sind, kaufen sich noch immer Bücher und lesen sie – nicht nur für ihr Studium. Ich glaube, dass wir Bücher für die Zukunft noch brauchen, um nicht gesellschaftlich zu verarmen.

Ihr Herz schlägt für die Evangelisation und die Medien. Wie könnten beide Komponenten aus Ihrer Sicht besser zusammengeführt werden?

Gerade im Nachrichtenbereich neigen wir Christen dazu, eine Verteidigungshaltung einzunehmen und negative Nachrichten zu verbreiten. Wir wollen aber die Gute Nachricht der Liebe Gottes und der Rettung durch Jesus bekannt machen. Damit verbindet sich ein hoher Qualitätsanspruch, Gottes Wort in die Sprache der Zeit zu übertragen.

> „Es verbindet sich ein hoher Qualitätsanspruch damit, Gottes Wort in die Sprache der Zeit zu übertragen.“

Wo können die Christen dabei konkret besser werden?

Defizite sehe ich darin, dass wir gewisse Bevölkerungsschichten gar nicht erreichen. Vor allem im Boulevard-Journalismus und in der gehobenen intellektuellen Literatur sind wir so gut wie gar nicht journalistisch und literarisch vertreten. Musikalisch haben wir unsere eigenen Musikstile, zum Beispiel Gospel, kreiert, sind aber in der Volksmusik, da, wo wir Menschen erreichen können, mit unseren Inhalten kaum präsent. Wir sollten an Kerntexten und Inhalten festhalten, aber in der Sprache und Bildsprache immer neue Formen und Zugänge für unterschiedliche Zielgruppen entwickeln.

Wo liegen die Herausforderungen für die evangelikale Welt in den nächsten zehn Jahren?

Die Evangelikalen beschäftigen sich sehr häufig mit sich selbst und nicht mit den Menschen, die die Liebe Gottes noch nicht erfahren haben. Auf die Menschen müssen wir offensiver zugehen und dabei nicht denken, dass dies schon die anderen machen. Wir dürfen nicht unter uns bleiben.

Vielen Dank für das Gespräch.

Trommer wurde 1957 in Stuttgart geboren. Er studierte am Theologischen Seminar in Bad Liebenzell. Danach war Trommer beim Jugendverband Entschieden für Christus (EC) in Stuttgart und später in Kassel beschäftigt. Nach zwölf Jahren an der Spitze der überregionalen Evangelisationsveranstaltung Pro-Christ und weiteren acht Jahren bei der Stiftung Christliche Medien ist er seit 1. September Geschäftsführer der Stiftung Marburger Medien.

Im Hofbräuzelt hängt am Dienstplan der Vers: „Gott hat seine Engel ausgesandt, damit sie dich schützen auf allen deinen Wegen“ Foto: Hofbräukeller

Brezn, Bier und Bibel

Margot und Günter Steinberg schenken als Oktoberfest-Wirte seit Jahrzehnten im Hofbräu-Festzelt aus. Vor über zehn Jahren sind sie bekennende Christen geworden. Bibel und Bier sind für sie kein Widerspruch. | VON MARTINA SCHUBERT

Gerade während des Oktoberfests lassen es sich die Steinbergs nicht nehmen, jeden Morgen eine halbe Stunde Bibel zu lesen. Margot Steinberg sagt: „Ohne den Schutz von unserem Herrn könnte ich mir nicht mehr vorstellen, auf die Wiesn zu gehen.“ Das Ehepaar bete für Sicherheit in der ganzen Stadt, Bewahrung und ihre Gesundheit sowie die der Mitarbeiter und der Gäste. In ihrem Hofbräu-Festzelt, das zu den größten auf der Wiesn gehört, finden rund 10.000 Menschen Platz.

Für die Steinbergs passt es gut zusammen, Wirte und engagierte Christen zu sein. Das war nicht immer so. Als die Steinbergs Christen wurden, hatten sie sogar überlegt, ihren Beruf an den Nagel zu hängen. Sie lasen viel in der Bibel und beteten um Rat. „Wir haben uns dann entschlossen, doch weiterzumachen, weil wir der Meinung sind, Gott hat uns an diese Stelle gesetzt und gesagt, da könnt ihr für mich wirken“, erklärt Günter Steinberg heute. Das versuchen die Wirte nicht nur auf dem Oktoberfest, sondern das ganze Jahr in ihrem Restaurant und Biergarten. Mit ihren Kindern Silja und Ricky leiten sie zudem den Münchener Hofbräukeller.

Die Hofbräu-Festzelt-Mitarbeiter, egal ob Bedienungen, leitende Angestellte oder Security, kennen Steinbergs Einstellung und wissen, dass in diesem Wiesn-Zelt ganz besonders gilt: Wer genug getrunken hat, bekommt nichts mehr ausgeschenkt. „Da gibt’s halt kein Bier mehr – fertig!“, betont Günter Steinberg. Letztlich sei aber jeder Mensch für sich selbst verantwortlich, erzählt Margot Steinberg.

Gegen das Feiern und Trinken sei nichts zu sagen, „aber alles in Maßen“, meint sie. „Unser Herr hat auch Sinn für Humor, und fröhlich dürfen wir auch sein. Er hat selber auf der Erde Feste mitgefeiert.“ Die Steinbergs sehen sich als Gastgeber, die gegenüber den Gästen ihren Glauben kundtun. Sie beteten auch mit ihren Mitarbeitern, die Probleme haben. Soviel Zeit sei immer. „Das ist ja auch der Missionsbefehl, den wir haben“, sagt die Wirtin. Am Wiesn-Dienstplan, an dem täglich 240 Bedienungen vorbei gehen, hängt jedes Jahr ein Bibelvers. Die Worte für die Wiesn 2014 im Hofbräuzelt sind aus Psalm 91,11: „Gott hat seine Engel ausgesandt, damit sie dich schützen auf allen deinen Wegen.“ Außerdem gibt es einen täglich wechselnden Bibelvers am Schwarzen Brett.

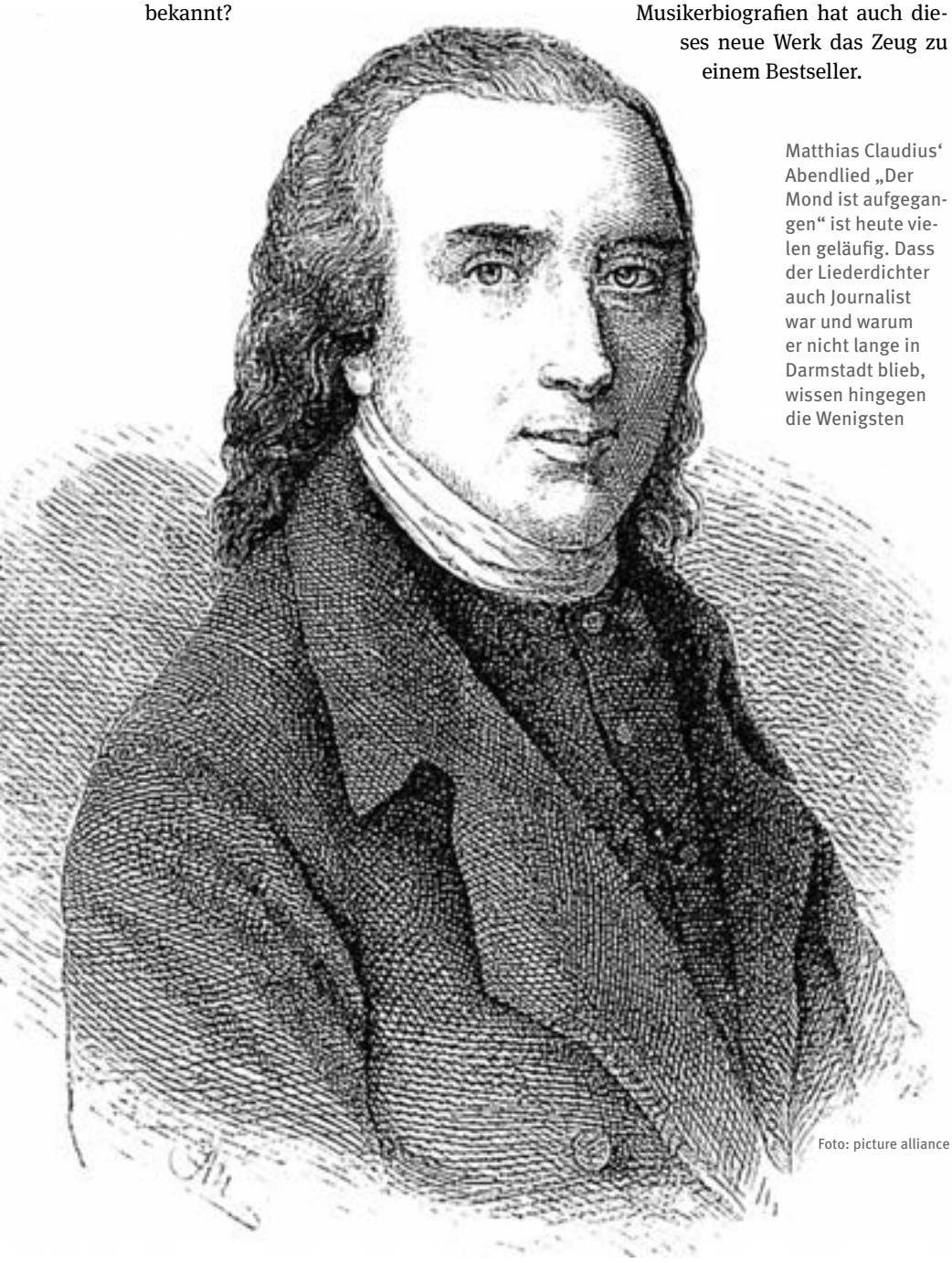
Das mit 1.200 Reben geschmückte Festzelt hat noch eine weitere Besonderheit: Das AC/DC-Lied „Highway to hell“ (Autobahn zur Hölle) kommt nicht durch die Lautsprecher. Günter Steinberg sagt: „Der Kapellmeister weiß, dass er Lieder, die in diese Richtung marschieren, nicht spielen darf, und das tut er auch nicht.“

Nicht nur der Mond ist aufgegangen

Als Redakteur gekündigt, als Liederdichter aus der deutschen Kultur nicht wegzudenken: Vor 200 Jahren ist der Lyriker und Journalist Matthias Claudius gestorben. Wie facettenreich Werk und Leben des Liederdichters wirklich waren, macht eine jüngst erschienene Biografie lebendig. | VON WALTER HILBRANDS

Dass das Abendlied „Der Mond ist aufgegangen“ von Matthias Claudius stammt, wissen die meisten. Aber Hand aufs Herz: Was ist Ihnen sonst über den Liederdichter bekannt?

Zu dessen 200. Todestag hat Martin Geck, seit 2001 emeritierter Professor für Musikwissenschaft an der Universität Dortmund, eine beeindruckende Claudius-Biografie vorgelegt. Wie Gecks Musikerbiografien hat auch dieses neue Werk das Zeug zu einem Bestseller.



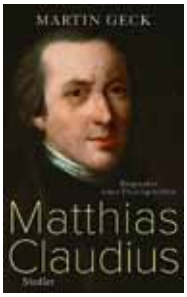
Matthias Claudius‘ Abendlied „Der Mond ist aufgegangen“ ist heute vielen geläufig. Dass der Liederdichter auch Journalist war und warum er nicht lange in Darmstadt blieb, wissen hingegen die Wenigsten

Foto: picture alliance

Gecks Werke sind zugleich gut lesbar wie gründlich recherchiert. Seine Biografien lassen Geschichte lebendig werden und gelangen zu teils originellen Deutungen der zeitgenössischen Quellen. Dass Biografien nicht trocken sein müssen, macht schon das einleitende Kapitel seines neuen Buches deutlich, in dem Geck von seinen persönlichen Erfahrungen mit den Dichtungen von Claudius erzählt. Er will kein Erbauungsbuch schreiben, sondern auch den „launigen“ Claudius und den „intellektuellen Diskurs der Goethe-Claudius-Ära“ darstellen. Dies gelingt ihm vortrefflich. Die Kapitel sind nicht einfach chronologisch angeordnet, sondern entfalten das Leben des Liederdichters unter jeweils neuer Perspektive.

Johann Wolfgang von Goethe schrieb für Claudius‘ Zeitung

Der historische Hauptteil umfasst 250 Seiten. Schnell wird deutlich, dass Claudius (1740 - 1815), Pastorensohn aus dem holsteinischen Reinfeld, zwischen Romantik und Aufklärung anzusiedeln ist und sich keiner „Schublade“ zuordnen lässt. Geck nimmt ihn gegenüber sentimentalen Interpretationen seines Wirkens in Schutz. Zahlreiche eingestreute Anekdoten bringen den Liederdichter dem Leser näher, beispielsweise wenn Geck Claudius in einem als „Interview“ dokumentierten Gespräch mit dem Kirchenmusiker Carl Philipp Emanuel Bach „harmlose Flunkerei“ unterstellt. Claudius‘ Korrespondenz mit damaligen Geistesgrößen der Theologie und Philosophie wie Lessing, Herder, Hamann und Jacobi wurden auf seine Veranlassung verbrannt. Dennoch lässt Geck Claudius in Zitaten aus den erhaltenen Brie-



Martin Geck: „Matthias Claudius: Biographie eines Unzeitgemäßen“, Siedler, 2014, 320 Seiten, 24,99 Euro, ISBN 978-3-88680-986-8

fen, Gedichten und anderen Werken ausführlich, nicht selten seitenlang, zu Wort kommen. Der geneigte Leser kann sich auf diese Weise selber ein Bild machen.

Der vier Jahre andauernden Tätigkeit des Liederdichters als umtriebiger Redakteur des berühmten Wandsbecker Bothen sind zwei weitere Kapitel gewidmet. Claudius gelang es, namhafte Autoren wie Goethe, Lessing oder Bürger für die viermal pro Woche erscheinende Zeitung zu gewinnen, bis er 1775 gekündigt wurde. Mit vielen Beispielen illustriert Geck die Rolle Claudius‘ und dessen unbegrenzt scheinendes Spektrum an Themen und literarischen Gattungen anschaulich.

Vom Tod bedroht

1772 heiratet Claudius die 17-jährige Anna Rebekka Behn. Der Leser erfährt, dass er gar nicht stromlinienförmig und trotz aller Loyalität nicht immer obrigkeitshörig war: Einerseits tritt er 1774 in die Hamburger Freimaurerloge ein, andererseits lehnt er die kritische Bibelforschung ab und bewahrt sich einen natürlichen und künstlerischen Zugang zur Bibel. Besonders spricht ihn der Evangelist Johannes mit seiner Redeweise von Licht und Finsternis an. Immer wieder schreibt Claudius über „Freund Hain“, eine euphemistische Redensart vom personifizierten Tod.

Einige Ausführungen in der Biografie scheinen von Claudius abzulenken, wenn beispielsweise anhand von dem Initiator der Zeitung, für die Claudius arbeitete, Heinrich Graf von Schimmelmann, Themen wie der Sklavenhandel und die rigide Strafjustiz jener Zeit besprochen werden. Andererseits wird so die zeitgeschichtliche Einordnung Claudius‘ deutlich. Geck verleugnet seine Profession nicht, wenn er regelmäßig musikwissenschaftliche Bezüge herausarbeitet und Notenbeispiele einstreut.

Claudius‘ Darmstädter Intermezzo, das zwischen 1776 und 1777 nur ein Jahr währte, wertet Geck als Misserfolg. Durch Vermittlung des Schriftstellers Johann Gottfried von Herder wird Claudius Mitglied einer Kommission für die Landesreform und begleitet seine Aufgabe als Redakteur der Hessen-Darmstädtischen privilegirten Land-Zeitung. Claudius kann sich jedoch in die Verhältnisse der Residenzstadt nicht einfinden. Eine lebensbedrohliche Krankheit tut das Ihrige dazu, den Aufenthalt dort vorzeitig zu beenden. Dass seine Kreativität in dieser Zeit keinen Schaden genommen hat, zeigt Geck anhand einiger Dichtungen Claudius’. Ganz nebenbei lernt Claudius die tahitianische Sprache, die zur polynesischen Sprachfamilie gehört.

Wie sehr Claudius von 1778 bis 1789, aber wohl auch grundsätzlich, zwischen Anerkennung und Ablehnung gelebt und gewirkt hat, zeigt Geck gegen Ende der Biografie. Bis 1785 leidet Familie Claudius ständig unter finanziellen Engpässen. Erst durch den Ehrensold als Buchprüfer des dänischen Kronprinzen Friedrich entspannt sich die Lage. Zeitweise verdingt sich Claudius durch Übersetzungen aus dem Französischen, insbesondere von esoterischen Büchern. Seine eigenen Werke zeugen von Witz, Charme und Originalität, sind aber zugleich tiefgründig und weit persönlicher als die der großen Dichterfürsten seiner Zeit. Die Lyrik ist oft volksliedartig, voller Lebensweisheit und tiefer Frömmigkeit. Ab 1775 bringt Claudius unter dem Pseudonym „Asmus“ seine eigenen Werke in unregelmäßigen Abständen heraus.

Schließlich beschreibt Geck die späten Wandsbeker Jahre ab 1789. Im konservativen „Emkendorfer Kreis“, der die Aufklärung und den Rationalismus seiner Tage bekämpft, findet Claudius eine geistige Heimat. Geck gelingt es, das Profil von Claudius auf dem Hintergrund der philosophischen Zeitgeschichte herauszuarbeiten. Zudem erfährt der Leser rührige Geschichten aus dem Alltag der Familie Claudius, aber auch die Herausforderungen der Kriegsereignisse.

Urteil: lesenswert

Das abschließende Kapitel „Mein Claudius – heute“ beschließt das Buch so persönlich, wie es begonnen hat. Geck ordnet die schillernde Figur des Claudius zwischen seinen Zeitgenossen ein, macht Ausflüge in die Rezeptionsgeschichte und schlägt die Brücke in die Gegenwart. Endnoten, Bibliografie sowie ein Werk- und Personenregister helfen, das lesenswerte Buch zu erschließen. Nach der Lektüre weiß man nicht nur, wer Matthias Claudius war, sondern hat quasi beiläufig über Politik, Geschichte, Musik, Philosophie und Theologie dazugelernt – und das auf unterhaltsame Weise.

Dr. Walter Hilbrands (* 1965) ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er studierte Theologie in Gießen und Kampen/NL. Seit 1998 ist er als Dozent und seit 2007 zudem als Studiendekan an der Freien Theologischen Hochschule in Gießen tätig.

Anzeige

Lecrae durfte als Kind keine Rap-Videos im Fernsehen schauen. Heute ist er selbst einer der erfolgreichsten US-Künstler in dem Genre

Rap zwischen den Genres

Der Rapper Lecrae ist ein Sonderling unter den amerikanischen Chartstürmern. Er trägt das Label „christlicher Rapper“. Mit seinem neuen Album „Anomaly“, übersetzt Anomalie, ist er nun auf Platz eins der amerikanischen Billboard-Charts gelandet und bricht aus dem Genre „Holy Hip Hop“ aus. | VON MARTINA SCHUBERT

Foto: Reach Records

Blitzschnell formen seine Lippen die Reime, fast spuckt er die Worte, die Zeilen – eine nach der anderen: „Jesus, Jesus, Jesus, Jesus, Jesus – an alle meine Hasser, für die, die denken, ich habe ihn vergessen, und für die, die mich nicht seinen Namen sagen lassen. Ich habe keine Angst mehr.“ Lecrae Moore, kurz: Lecrae, antwortet seinen Kritikern, die ihn entweder für zu wenig oder für zu übertrieben spirituell halten. Das Dilemma eines Künstlers zwischen den Genres. Er ist kein säkularer Rapper, er wehrt sich aber auch dagegen, in die Kategorie „Christian Hip Hop“ oder „Holy Hip Hop“ gesteckt zu werden. Im Interview mit Hard Knock TV hat er einmal seinen Standpunkt erklärt: „Ich bin, ehrlich gesagt, kein Fan von diesen Bezeichnungen. Es ist Hip Hop. Jeder kommt aus einer bestimmten Richtung und hat eine bestimmte Weltanschauung. Ich bin ein Christ. Aber meine Musik ist nicht christlich. Sie hat keinen Glauben. Ich habe den Glauben.“ Und er erklärt, warum er sich dagegen wehrt, ein „christlicher Rapper“ genannt zu werden: „Weil [...] die Leute dann schon vorher denken, sie wissen, worüber ich sprechen werden, doch das stimmt nicht.“

„Ich habe bis auf Crack und Heroin jede Droge ausprobiert, die mir in die Hände kam“

Die oben zitierten Verse des Liedes „Fear“ stellen wahrscheinlich den „Ich bin ein Christ, na und, lass mich mein Ding machen!“-Moment des neuen Albums „Anomaly“ dar. Das im September veröffentlichte Werk stellt bis jetzt den Höhepunkt seiner Karriere dar. Das Album ist nicht nur in die amerikanischen Gospel-Charts von null auf eins eingestiegen, sondern auch in die amerikanischen Billboard-Charts, die offiziellen Albumcharts, wo sich sonst Madonna und Coldplay tummeln. Diese Doppelplatzierung gab es vorher noch nie. Der Musiker bricht damit aus dem Genre „Holy Hip Hop“ aus.
Das Thema Nummer eins auf „Anomaly“ ist nicht das Christenleben, sondern das Leben eines Außenseiters. Es kommen Werte, Moral und die Treue zu seiner Frau rüber, weil Lecraes Texte seine Geschichte reflektieren.
Lecrae wuchs im Süden von Houston, Texas, auf. Seine Mutter erzog ihn allein, musste viel arbeiten. Deswegen passten oft Familienangehörige, Freunde oder Bekannte auf ihn auf. Seinen Vater hat der Rapper nie kennengelernt. Er fühlte sich vernachlässigt und wurde misshandelt. Sein Talent zum Rappen nutzte er, um sich Luft zu machen, sich Bedeutung zu verschaffen, erklärte er später. Obwohl sein Weg in die Branche alles andere als vorgezeichnet schien: Seine christliche Großmutter ließ ihn keine Rap-Videos im Fernsehen schauen. Lecrae schlich sich nachts vor den Fernseher und schaute die Clips. Durch diese Videos fand er Künstler, die ihn beeindruckten: „Dort gab es keine Martin Luther Kings oder Malcom Xs. [...] Die Leute, zu denen ich aufgeschaut habe, waren Gangster.“ Sein Onkel brachte ihn mit Waffen in Berührung. Einmal zielte er aus Langeweile mit einem Gewehr auf eine Frau, die in einem Auto saß. Sie wurde panisch, er hielt die Aktion für Spaß.

In seiner Jugend war er „vernarrt in das Gang-Leben. Ich habe – bis auf Crack und Heroin – so ziemlich jede Droge ausprobiert, die mir in die Hände kam. Ich war da draußen unterwegs“, sagte er einmal zum Complex-Magazin. Er hantierte mit Waffen, Drogen, bestahl Menschen. Er sah sich als Außenseiter, passte nicht in die Gesellschaft, geriet immer weiter in den Drogen- und Alkoholsumpf.

Seine Mutter war es, die ihm immer wieder sagte, er solle in der Bibel lesen. Das könne ihm helfen. Als Antwort riss er Seiten aus seiner Bibel, die ihm seine Großmutter geschenkt hatte. Mit 17 Jahren wusste er nicht mehr, wohin, steckte in einer Lebenssackgasse. Seine Großmutter nahm ihn mit zur Kirche. Eine Highschool-Kameradin sah ihn dort und lud ihn zur Bibelstunde ein. Er ging hin und stellte fest, dass sie dort – wider Erwarten – „Leute wie ich waren“, die gleichen Bücher lasen, die gleiche Musik hörten. „Ihr Charakter war nur anders. Sie waren liebevoll, und das war es, was mich anzog.“ In den Bibelstunden lernte er auch seine jetzige Frau kennen.

„Ich passe nirgends rein“

Seine Lebenseinstellung änderte ein Unfall: Sein Auto überschlug sich mehrmals – Totalschaden. Lecrae stieg unversehrt aus dem Wagen. Das Erlebnis brachte ihn dazu, mit 19 Jahren sein Leben Jesus zu geben – „wenn auch nicht von heute auf morgen“. Und er entschloss sich, sein musikalisches Talent für Gutes einzusetzen, sagte er in einem Video auf der Internetseite „I am Second“: „Ich entschied mich, ich möchte Musik nutzen, um den Menschen Hoffnung und Mut zuzusprechen.“ Er startete Freiwilligen-Arbeit und Auftritte in Jugendstrafanstalten. Später rief Lecrae, der selbst ohne Vater aufgewachsen ist und mittlerweile drei Kinder hat, eine Medienkampagne ins Leben: „Man Up“ für gute Vaterschaft – im biblischen und sozialen Sinne.
Fünf Jahre nach seiner Bekehrung gründete er mit Ben Washer das Independent-Plattenlabel „Reach Records“. Ein Jahr später folgte seine Debüt-Platte „Real Talk“.

Neun Jahre und sechs Alben später bleibt der 35-Jährige mit „Anomaly“ seinem Vorhaben treu. Er will mit der neuen Platte Außenseiter – als welchen er sich selbst sieht – dazu inspirieren, herauszustechen, sich anzunehmen und sich nicht kleinkriegen zu lassen. In einem Radio-Interview sagte er: „Ich passe auch nirgends so richtig rein. Ich bin nicht Kirk Franklin (Anm. d. Red.: amerikanischer Gospel-Musiker), ich bin nicht 2 Chainz (amerikanischer Mainstream-Rapper mit expliziten Texten). Also, wer ist der Kerl?“ Lecrae kokettiert mit seinem vermeintlichen Außenseiterdasein. Rembert Browne, ein Journalist des Popkulturblogs grantland.com, schreibt über „Anomaly“: „Das Christentum ist nicht universell. Das Gefühl, sich seltsam, missverstanden, komisch zu fühlen, ist es aber. Das ist die wahre Grundlage des Albums und deswegen verdient es einen Platz im Mainstream.“ Das Album fordere auch den skeptischsten Hörer, der sich Sorgen macht, wann Lecrae auf dem Album zu predigen beginnt, heraus. Das größte Hindernis für jedes Kunstwerk ist, wenn Hörer sich nicht drauf einlassen. Dagegen kämpft Lecrae weiter. Ein großer Schritt ist ihm mit einem einfach guten Rap-Album, um das Freunde des Sprechgesangs nicht herumkommen, gelungen.

Lecrae: „Anomaly“, Reach Records, ab 8,99 Euro, EAN 0814509010909

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Mainstream-Pop mit junger Stimme

Kraftvoll kommt das zweite Album von Colton Dixon daher. In 13 Songs verpackt der Sänger, der durch die elfte Staffel der Castingshow American Idol bekannt wurde, die Botschaft von Gott als Anker in seinem Leben. Besonders rockig geht es in „Our Time Is Now“, dem Titelsong „Anchor“ und „Loud And Clear“ zu. Ruhig und besinnlich klingt dagegen „Through All Of It“. Dixon singt in dem Lied davon, wie er Gottes Beistand in guten und schlechten Zeiten seines Lebens erfahren hat. Die CD liefert typischen Rock/Pop mit christlicher Botschaft, kombiniert mit der energiegeladenen Stimme eines relativ jungen Sterns am christlichen Pophimmel. Wem das gefällt, der kann mit „Anchor“ nichts falsch machen. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Colton Dixon: „Anchor“, Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 5099943345359

Bitte nicht auf Pause drücken

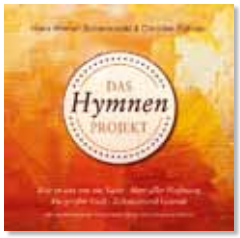
Selah ist nicht nur ein Pausensignal in den Psalmen, sondern auch eine christliche US-Band, die für kreative Musik, tiefgehende Texte und phänomenale Arrangements bekannt ist. Nichts können sie so gut wie die Interpretation alter Hymnen und Klassiker. Country, Blues, Pop, Soul – und immer wieder afrikanische Elemente. „Soon And Very Soon“, von Missionarssohn Todd Smith in der Kreolsprache Kituba gesungen, mit Timbas und erstklassigem Hintergrundgesang garniert, drückt eine Freude und Hoffnung aus, wie sie die meisten christlichen Bands nicht zu vermitteln vermögen. Auch gehört Mut dazu, vermeintlich verstaubte Lieder wie „The Old Rugged Cross“, „Das alt‘ rauhe Kreuz“, zu interpretieren. Selah macht es – und heraus kommt ein Bottleneck-Blues, den Keb‘ Mo‘ nicht besser geschluchzt hätte. In diesen Momenten erscheint nichts absurder als der Druck auf den Pausenknopf. | **NICOLAI FRANZ**

Selah: „You Amaze Us“, Curb, 14,95 Euro, UPC 715187936126

Bläsermusik meets Gospel

Wer bei Bläser-Musik nur an alte Choräle denkt, der darf sich über die neue CD „Jericho“ freuen. Die Formation „Genesis Brass“ spielt 16 neue Bläserbearbeitungen rund um das Thema Gospel und Spirituals. Den Hörer erwarten lebendige und beschwingte Melodien. Die Komponisten Anne Weckeßer und Christian Sprenger haben von dem Spiritual „My Lord, what a morning“ eine Swing-Variation geschrieben. Das Stück „Joshua fit the battle of Jericho“ setzt die biblische Geschichte vom Fall der Stadtmauer von Jericho musikalisch gut um. Höhepunkt der CD ist das Schlussstück „The train“. Die Partitur gibt es zur CD auch, das eine oder andere Lied ist sicher auch im Posaunenchor spielbar. | **JOHANNES WEIL**

Genesis Brass: „Jericho“, Genesis Musikverlag, 11,99 Euro, ISBN 9783000458750



Hymnische Klangwelten

Für „Das Hymnen-Projekt“ haben Hans Werner Scharnowski und Christian Schnarr alle Register gezogen: Klassische und moderne geistliche Lieder von „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte“ bis „König Jesus“ von Albert Frey haben sie neu arrangiert und mit drei Chören, dem Deutschen Filmorchester Babelsberg und weiteren Instrumentalisten eingespielt. Als Gesangssolisten sind namhafte Künstler zu hören wie Anja Lehmann oder Yasmina Hunzinger. Das Album ist ein wahres Klangerlebnis. Mitunter wirken die großdimensionierten, aber dennoch differenzierten Arrangements etwas schwülstig. Die Titel sind verhältnismäßig lang, meist über viereinhalb Minuten, und in ihrem Charakter eher getragen, aber durch die imposante musikalische Gestaltung nie langweilig. Es lohnt sich, das Album laut anzuhören: Gänsehaut garantiert. | **JONATHAN STEINERT**

Hans Werner Scharnowski und Christian Schnarr: „Das Hymnen-Projekt“, Gerth Medien, 17,99 Euro, EAN 4029856394541

Impulse zur Jahreslosung 2015

Über 40 bekannte Autoren berichten im Lesebuch zur Jahreslosung 2015 von ihren Erfahrungen mit dem Thema gegenseitige Annahme. Die Texte sind kurz und knapp und in der Form sehr vielfältig. Die Hamburger Pastorin Hanna Ahrens schildert ein Erlebnis mit einem älteren Nachbarn; Michael Diener, Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, wählt eine lyrische Variante und verpackt seinen Impuls in eine Art Zwiegespräch mit Jesus. Theologe Jürgen Mette schreibt einen Brief an die fiktive Person Ernst Frömmlich und Pastorin Monika Deitenbeck-Goseberg gibt Erlebnisse aus ihrer Gemeinde wieder. Auch EKD-Ratspräsident Nikolaus Schneider und Badens Landesbischof Ulrich Fischer wirkten an dem Buch mit. Allen gemein ist, dass sie nützliche Impulse für den Alltag vermitteln. Ob zum Vorlesen in Andachten oder zum Selberlesen auf dem Sofa: Auf den knapp 170 Seiten ist beinahe für jeden Geschmack ein kurzer Text dabei. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Christoph Morgner (Hrsg.): „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“, 169 Seiten, Brunnen, 9,99 Euro, ISBN 9783765542398

Zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit

In seiner Streitschrift „Wir wollen euch scheitern sehen! Wie die Häme unser Land zerfrisst“ zeigt Alexander Görlach, „dass wir als Gesellschaft ein Problem haben“. Die Barmherzigkeit ist abhanden gekommen, buchstabiert er anhand von Prominenten wie Karl-Theodor zu Guttenberg oder Christian Wulff vor. Sein Buch, das im Aufbau wie eine wissenschaftliche Arbeit wirkt, bringt Wahrheiten auf den Punkt. Es ist argumentativ überzeugend, auch wenn eine stärkere Differenzierung möglich gewesen wäre: So geht der promovierte Theologe und Linguist nicht darauf ein, warum es nahe liegt, dass eine Bildungsministerin wegen einer Plagiatsaffäre besonders ins Kreuzfeuer gerät, und warum gerade ein kirchlicher Amtsträger Kritik auf sich lenkt, wenn er sorglos mit Geld umgeht. Görlachs Ausblick bleibt düster, wären da nicht die von ihm zitierten paulinischen Worte aus dem Römerbrief: „Wo die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade übergroß geworden.“ Gott ist beides, gerecht und barmherzig, schreibt der Theologe: Es ist die Aufgabe der Gesellschaft, diese feine Austarierung nicht aus dem Blick zu verlieren. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Alexander Görlach: „Wir wollen euch scheitern sehen! Wie die Häme unser Land zerfrisst“, 152 Seiten, Campus, 14,99 Euro, ISBN 9783593500423

Damit Zweifler am Zweifel zweifeln

In seiner Anleitung für Zweifler bespricht Alexander Garth die stärksten Einwände, die gegen den christlichen Glauben vorgebracht werden können, und gibt Christen Gegenargumente an die Hand. Warum lässt Gott Leid zu? Macht Glaube unfrei? Widersprechen sich Glaube und Wissenschaft? Garth hilft seinen Lesern, auf diese Fragen zu antworten, ohne den Zweifel selbst leichtfertig abzutun. Denn der Pfarrer weiß: Auch der frömmste Christ hadert mit Gott. Absolute Gewissheit kann es niemals geben, sie ist stets flüchtig. Höhen und Tiefen gehören zum gesunden Glauben dazu. Doch auch der radikalste Zweifler kann nicht nur Gott in Frage stellen. Er muss auch am Zweifel selbst zweifeln.
| **ANNA LUTZ**

Alexander Garth: „Zweifel hat Gründe – Glaube auch“, 256 Seiten, SCM Hänssler, 14,95 Euro, ISBN 9783775156011

Wann ist Selbsttötung christlich vertretbar?

Darf ein gläubiger Mensch seinem Leben ein Ende bereiten, wenn er es aufgrund von Krankheit und Leid nicht mehr erträgt? Oder verachtet er damit Gottes Geschenk des Lebens? Der katholische Theologe Hans Küng begründet seine Entscheidung, selbst den Zeitpunkt seines Todes wählen zu wollen: „Ich möchte so sterben, dass ich noch voll Mensch bin und nicht nur reduziert auf ein vegetatives Dasein.“ Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Debatte um Selbsttötung, wirft aber auch Fragen auf. Will er einfach nur anderen nicht zur Last fallen? Verliert denn ein pflegebedürftiger Mensch automatisch seine Würde? Sollten nicht gerade Christen selbstmordgefährdeten Menschen Hoffnung machen? Das Buch zwingt den Leser, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, und hilft, sie aus theologischer Sicht zu beantworten. | **JÖRN SCHUMACHER**

Hans Küng: „Glücklich sterben?“, Verlag Piper, 160 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783492056731

www.israelnetz.com

NEUES IM HERBST

„FARBEN EINES LANDES“
ist eine Kollektion von Faltkarten mit eindrucksvollen farbintensiven Motiven aus Israel, ergänzt durch Verse aus der Bibel.

Die Postkartenbox **„FARBEN EINES LANDES“** enthält 10 hochwertige Faltkarten im Format 12 x 17 cm mit weißen Umschlägen, verpackt in einer stabilen Box.
Das Set ist exklusiv bei Israelnetz für 10,- € zzgl. Versandkosten erhältlich.

NUR 10 EURO

NUR 9 EURO

Der Israelnetz-Kalender 2015 hat das Thema **„FRÜCHTE DES LANDES DER BIBEL“**.

Das Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage.

Der Israelnetz-Wandkalender hat ein Format von 48 x 34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und exklusiv bei Israelnetz für 9,- € zzgl. Versandkosten erhältlich.

BESTELLEN SIE JETZT

per Telefon (0 64 41) 91 51 51
online auf israelnetz.com

Christlicher Medienverbund KEP (Israelnetz) Postfach 1869 | 35528 Wetzlar | (06441) 915 151 | israelnetz.com | info@israelnetz.com